Ob dem Kernwald.

Schilderungen aus Obwaldens Natur und Volk

von

H. Christ.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Ueber
die
Pflanzendecke
des
Juragebirges.

Oeffentlicher Vortrag
gehalten in Basel den 11. Februar 1868
von
Dr. H. Christ.

Ob dem Kernwald

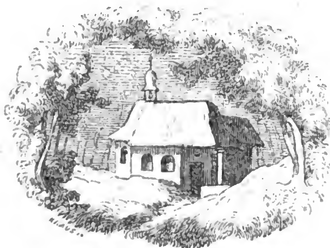
Schilderungen

aus

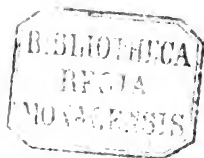
Obwaldens Natur und Volk

von

H. Christ.



Basel.
H. Georg's Verlag.
1869.



Basel. — Buchdruckerei von J. G. Baur.

Ob dem Iernwald.

Die schroffen Gegensätze, die überwältigenden Erscheinungen, in der Natur so gut als in der Menschenwelt, sind nicht Jedermanns Sache. Sie behagen mehr der Jugend als dem nach Sammlung begehrenden Alter; ein reifer Sinn, ein geprüftes Auge erbaut sich weit eher an stiller Schönheit als an wilden Effekten. Magst Du auch mit noch so glühender Begeisterung die Gletschermassen der Centralalpen durchstürmt, und für die Wunder der Schneeregion geschwärmt haben oder noch schwärmen: nur Geduld. Es kommen andere Zeiten, andere Stimmungen und allmälig auch ein anderes Ideal landschaftlicher Reize. Der kühne Kletterer, der für die Thäler kein Auge, für Matten

und Wälder nur Achselzucken hatte, der erst von der Felsenzone an überhaupt zu schauen, zu genießen begann: auch dieser Kraftgenius wird einmal zahm, es erbleichen für ihn die Zauber der Wildniß und es entschleiern sich endlich sanft und leise die Grazien der Thäler und der bewohnten Welt. Von der einseitigen Bewunderung Calame'scher Vorwürfe und heroischer Landschaft führt ein bald längerer, bald kürzerer, aber naturgemäßer und nothwendiger Schritt zur Freude an Diday's friedlichern, mildern Linien und Tönen.

Und leicht thut der Freund der Alpennatur noch einen Schritt weiter: nicht bloß die Wildniß wird ihm fremder und fremder; selbst die classischen Landschaften des Oberlandes, des Genfer See's beginnen schwächer auf ihn zu wirken. Das ist nicht mehr die Verachtung des Neulings von Allem, was unterhalb der Schneegrenze liegt; es ist ein anderes, schwerer zu entzifferndes Gefühl, dem ich nicht unbedingt das Wort reden mag, dem du aber, sobald es sich bei dir regt, Rechnung tragen mußt. Stellt es sich ein, so ist dir vor Allem die Einsamkeit lieb, die völlige oder die durch wenige Gleichgesinnte verschönte. Nichts ist dir unerträglicher, als der Anblick der buntscheckigen Horde, die sich gemüthlos in den vorgeschriebenen Canälen von Gasthaus zu Gasthaus drängt, getrieben nicht von Interesse

irgend einer Art, sondern gepeitscht von der sinnlosen Despotinn, der Mode. Früher wirkte dieser große Carnaval erheiternd auf dich ein, jetzt erbittert er dich und peinigt deine Nerven. Also mußt du vor Allem einem Gebiete zustreben, wo du sicher bist vor der Mitbewerbung dieser Schaaren.

Dann aber machst du die merkwürdige Entdeckung, daß im Grunde die große, classische Landschaft, daß Interlaken und Grindelwald, daß Montreux und Bellaggio etwas in sich habe, was wohl dem Auge Genüge leiste, was jedes Lob rechtfertige und jeden Tadel verbiete, was aber deinem innersten Wesen nicht mehr völlig entspreche. Es ist dir zu weit hier, Alles zu deutlich, die Linien zu rein, das Modell der Landschaft zu reich, zu plastisch, es ist dir zu classisch, zu schön sogar. Du bist mit dieser Art fertig; du fühlst wohl, wie unvollkommen, halb und unrichtig du dich ausdrückst, wenn du deine Eindrücke also aussprechen willst: aber dennoch sind sie nicht wegzumeistern. Du bedarfst eine weniger frei entfaltete, eine sanftere Schönheit: weniger Reichthum, weniger Pracht, und dafür den Reiz des Heimlichen, des Unberührten; eine bescheidene, aber um so rührendere, um so sehnsuchtweckendere Natur.

Nun wohl: ist es so mit dir bestellt, so gieb nur

getrost deinem Zuge nach, und wähne nicht, du habest der Menge zu folgen und auf Commando dich zu begeistern. Es ist zum Glück noch ein Eden übrig, wie geschaffen für Leute deines Schlages, ein unbekanntes, unberührtes Land voll Grün und Frische, groß genug, um ferne darin zu schweifen, ein Land der blumigen Matten, der ernsten Wälder, der lachenden Seen, der weiten Hochtriften, der Gipfel mit dem Ausblick auf die schönste Gebirgsgruppe der Alpen. Und dies Land ist Obwalden mit seinem Sarnersee, seinen Forsten von Giswyl, seinen Melchseealpen.

Nicht doch, wirst du sagen; führt denn nicht der Länge nach durch dieses Thal die Hauptstraße zwischen den zwei großen Schaubühnen Luzern und Interlaken, die viel berufene und befahrene Brünigstraße? Allerdings. Aber so hastig und so wimmelnd sich die Meute auf dieser Straße daherwälzt: nie verläßt sie deren staubiges Band, nie verirrt sich einer dieser Zugvögel rechts oder links in die dämmernden, herrlichen Thale, wochenlang magst du von Dorf zu Dorf, von Alpe zu Alpe ziehen: du bist der erste und wahrscheinlich der einzige städtische Gast des Sommers, du bist sicher auch vor deines Gleichen. Selbst im Hauptort Sarnen hält sich nur selten ein Fremder lange genug auf, um den einzig schönen Blick vom Landenberg mit sich zu

nehmen. Also ein unberührtes Alpenland. Und von welchem Zauber, von welcher liebreizenden und edeln Schönheit. Schönheit, milde maßvolle Schönheit ist das Wesen dieser Landschaft, ist die Luft, die Alles hier füllet, ist das Meer ohne Grund und Ende, in das du dich hier tauchest ohne Unterlaß. Könnte die äußere Natur uns den Frieden geben: hier wäre der Ort. Nirgends wirst du Harmonie in gleich beglückender, gleich beruhigender Vollendung finden.

Es fehlen hier die starken Effekte, die unvermittelten Contraste, die schrecklichen Riesenformen der inneren Alpen. Daher will der nach Seltsamem und Abenteuerlichem lüsterne Sinn der Touristenwelt so wenig von diesem Gebiete wissen. Hier bringen keine Eismeere jach herab in blumige Auen; kein Monterosa spiegelt sich in der Silberfluth eines Sees, den die Gärten Hesperiens umgrünen, selbst die Schneeregion bewahrt in Obwalden in gewissem Maaße die Milde, die Anmuth des Ganzen. Und wessen Auge dürstet nach edelm Grün, der findet hier einen Wiesenteppich ohne Gleichen, und Buchenhallen wie kaum in den schönsten Parken Europas. Denn der Wald ist der Stolz und die Zierde Obwaldens; bald geschlossen und jugendkräftig, bald wirrer Urwald mit riesenhaften Baumpatriarchen bedeckt er verhältnißmäßig weite Strecken.

Und so geschieht dir vielleicht ein Dienst, lieber Leser, wenn ich dich einführe in dies unbekannte und doch so nahe, in dies wenig versprechende und doch so viel haltende Land. Von schwindelnden Felspfaden und donnernden Gletschern, von geschmückten Villen und stolzen Gasthäusern wird wenig die Rede sein; desto mehr von dem heiligen Grün und den vertrauten, friedlichen Bäumen, die einst mich in den Armen gewiegt.

Doch nicht die todte Natur, nicht der zwar belebte, aber doch traumhaft stille Pflanzenschmuck allein soll uns fesseln, auch die Bewohner des Landes sind es werth, daß wir sie begrüßen in ihren schmucken Holzhäusern, in ihren steinbeschwerten Alpenhütten. Ein Land, das große Wälder bewahrt hat, das von Viehzucht ausschließlich lebt, nährt nothwendig ein schlichtes, eigenartiges, uralte Traditionen zähe bewahrendes Geschlecht. In Obwalden erklingen sie wohl auch an Festen und Landsgemeinden, die modernen Schlagworte insgesammt: aber sie verhallen fast unverstanden, sie gleiten ab, der Alpenwind verweht sie. Tiefer herrscht in den Herzen von Mann und Weib die Ehrfurcht der Heiligen, vor allem des seligen Bruders Klaus, des besten Mannes seiner Zeit, und noch erschallt täglich von Alp zu Alp durch die Schauer der Dämmerung der Abend-

segen in seltsamem Gesang, genau wie vor einem halben Jahrtausend. Industrie und Weltverkehr sind noch nicht in diese Thäler gedrungen; selbst der Ackerbau tritt kaum bemerkbar auf, so daß das Mehl großentheils ein fremder Importartikel ist: alles Land nimmt die Viehzucht in Beschlag. Wo anderwärts gelbes Weizenfeld sich dehnen würde, da glänzt in Obwalden das saftige Grün der Wiesen, von zahllosen mächtigen Obsthainen beschattet. Darum auch kein grünerer Fleck in der Alpenkette, als dieser: selbst das Thal von Schwyz nicht ausgenommen.

Doch nun zur Sache, und vom Allgemeinen zu bestimmter Schilderung.

Staad und **Alpnach.**

Das Dampfboot bringt uns rasch aus dem Kreuztrichter des Vierwaldstättersees in die Alpnacher Bucht hinein. Die Brücke von Stansstaad liegt hinter uns, hinter uns der steile Absturz des Bürgen, der alte Thurm, der Zeuge des Thermopylenkampfes von 1798, und das industriöse Rotzloch. Zwischen ernsten Bergen: rechts dem chaotisch über Wäldern und Schluchten sich thürmenden Pilatus, links dem dicht bewaldeten Hang von Mutterschwand geht's südwärts: es winkt der Thurm von Alpnach, ein breiter Thaleingang

öffnet sich, in dessen Grund ein fernes beschneites Horn matt herüberschimmert. Das Boot legt am Staad von Alpnach an, das Verdeck leert sich; den ersten Platz verlassen die Fremden, in jenes disharmonische Farbengemisch gekleidet, wodurch England und Norddeutschland sich kennzeichnen; den zweiten räumt vielleicht ein Trupp schüchtern sich drängender Schafe, immer aber eine Gruppe von Landleuten mit wetterbraunen Zügen, in Landestracht. Die Frauen haben den silbernen löffelförmigen Speiler durch das fest aufgerollte und mit weißem Bande durchzogene Haar, ihr schlichtes Mieder, von gleicher Farbe mit dem Rock, ist nach oben mit schwarzem Sammet eingefaßt; das Hemd schließt sich darüber fein gefältelt dicht an den Hals. Die Züge sind ernst und fein, und haben fast immer etwas Würdiges, oft etwas Edles; die Farbe ist eher blaß als rosig, zu dem vorwiegend dunkeln Haare passend. Die Männer zeichnet ein langes Kinn, ein ovales Gesicht aus, meist umrahmt von röthlichem Bart, oft von gewinnendem, frischem Ausdruck. Der Schleier einer streng häuslichen Erziehung, eines der Autorität des catholischen Glaubens nie entzogenen Lebens breitet sich über all diese Gesichter; frechen Proletariermienen bin ich in Obwalden nie begegnet. Greise zeigen den ascetischen Typus in hohem Grade: hohe Stirn,

langes, schmales Gesicht mit tiefgefurchten Wangen, tief liegenden Augen, brauner Lederfarbe; es ist genau der Typus des Bildes von Niklaus von der Flüe, wie es hundertfach an Häusern und Kapellen zu sehen ist.

Die Sprache dieses Volkes ist das Allemannische der drei Urkantone, das weniger eigenthümliche Worte und Wendungen enthält, als die Dialekte mancher Berner und Ostschweizerischer Thäler, das jedoch durch ein dem „u" stets beigesellte „i" sich als eine zusammengehörige kleine Dialektgruppe kennzeichnet. Am schärfsten und hellsten läßt dieses „i" der Urner, weniger stark der Obwaldner hören; immerhin spricht auch dieser nüiw für neu, Hüis für Haus. Ueberhaupt ist der u-Laut selten rein zu hören: statt lau hört man lew u. s. f., und ein grelles, nicht eben angenehmes „ä" klingt für unser Ohr allzuhäufig an, giebt jedoch der Rede eine gewisse, herbe, alpine Kraft.

Die Lebensfrische, die reizende, energische Naivität dieses Dialekts zu schildern ist natürlich unmöglich und am wenigsten geben geschriebene Proben einen richtigen Begriff. Schon die Sprache unserer ebenen Cantone ist ja dem kümmerlichen steifen Schriftdeutsch an wahrem Leben weit überlegen, so weit als der fröhlich grünende Zweig dem dürren Holze. Und nun erst das urwüchsige Idiom dieser

innern Hirtenländer. Das ist die Alpenrose, deren erster Blüthenschmuck noch nicht abgestreift, das ist der Bergkrystall, dessen schöne Kanten und Flächen noch nicht abgeschliffen sind.

Aber dieser lieben Landleute und ihrer Rede wird am Staad zu Alpnach wenig geachtet: die Kutscher und Wirthe der Brünigstraße wenden sich um so dringlicher an die Gäste der ersten Classe des Dampfboots. Ein Heer von Wagen steht bereit, alles Beiwagen der für den Brünig eines factischen Monopols genießenden eidgenössischen Post. Feldherrngleich steht er da, der stattliche Posthalter, und merkt auf, daß Alles glücklich und vollzählig seinen mancherlei Archen überliefert werde.

So stellt sich die Landung in Obwalden mit dem modernen Leviathan dar, der, Feuer in den Flanken, dennoch galant die zusammengewürfeltste Gesellschaft der Welt auf seinem Rücken duldet.

Willst du aber in voller Ruhe dem Lande dich nahen, und träumend und schauend die hehre Scene genießen, so wandere von Luzern durch Gärten und Auen nach Winkel, jenem reizenden Erdenwinkel, auf den du des Dichters »ille terrarum« mit vollem Recht anwenden kannst. In diesem Fischerdorf aus uralten Holzhäusern, steinbeschwert

und fruchtbaumumfangen, wie wenige malerisch in seiner bemoosten Hinfälligkeit, nimm dir einen Kahn, der dich langsam, aber rasch genug für die schöne Seelandschaft nach Staad befördert. Leise zieht er glitzernde Furchen in das tiefe feuchte Grün; auf dem Grün des See's ruht das tiefere der Wälder; drüber spielen um die rosig überhauchten Berghäupter zarte, lichte Abendwolken und werfen blaue Schatten zwischen die leuchtenden Felsen und Alpenmatten: ein reiches, edles und wunderbar beruhigendes Bild.

Bist du rüstig und hast du keine Eile, so wird dich der Gang durch die Thalebene von Staad nach Sarnen nicht verdrießen. Links und rechts von der Straße dehnen sich in schönem Einerlei die Wiesen, am schönsten im Schmuck des Frühlings, wenn die weißen zarten Dolden blühen wie ein Spitzenschleier über dickem Sammt, wenn hunderte von Kühen behaglich in dieser Fülle stehen und kauen, oder neckisch sich stoßen und springen. Denn hier, wo die Weide die Grundlage der Landwirthschaft ist, muß auch die wohlgepflegte Thalwiese in ihrem ersten Blüthenkleide zur Weide dienen, und erst später, wenn das Vieh zur Alpe gefahren, wird gemäht und Heu geerntet. Und wie schön sind diese Kühe, welch feiner gedrungener Schlag, fast der Gemse näher als dem im Stall verdumpften Rinde des Flachlandes.

Schon die Farbe hat etwas Entschiedenes und gleicht dem Gewand des Wildes. Sie ist tief graubraun, um Augen, Maul und Ohren, über die Brust zum Bauch hinab läuft ein helles Band.

Und über den Matten ein Hain von Obstbäumen, wie du sie nirgends schöner gesehen. Der Nußbaum ist hier weniger durch Dicke als durch schlanke Höhe des Stammes und durch eine hoch und breit in freiestem Schwung entfaltete Krone ausgezeichnet, einen Schattendom bietend, der überall zur Ruhe winkt. Die Birne strebt hoch, mit tiefgefurchtem Stamm und pyramidaler Krone empor, nicht selten eichenartig mächtige Aeste entsendend. Selbst der Apfelbaum, der unschönste dieses Trio, rafft hier sich zu ganz ungewohnter Freiheit auf, und erfreut durch tief herabhängende, ungetheilte Aeste, an denen sich bald die roth überhauchten Blüthensträuße, bald die purpurglühenden Früchte zu langen Guirlanden reihen.

Dieses Obst ist eine Hauptnahrung des Volkes, und die Birnen liefern ihm das allgemein und in großer Menge genossene Getränk: den „Most.“ Wenn er auch nicht mit dem Cider der Normandie den Vergleich aushält, so ist er dennoch ein gesundes, die Ausbreitung der Brandweinpest bis jetzt siegreich bekämpfendes Getränk, das sich aber kaum länger

als bis zum folgenden Frühling aufbewahren läßt. Häufig wird auch aus den süßen Rheinthaler-Birnen ein brauner Honig gesotten. Und wenn du auf staubiger Straße wanderst und dich nach den lockend da hängenden Früchten lüstet, so darfst du der Versuchung nachgeben. So genau wie in unsern Polizeistaaten nimmt es der Obwaldner nicht. Bestimmt ja schon sein altes Landrecht, dessen schriftliche Aufzeichnung vor das Jahr 1525 fällt: „Wer der ist, der „Einem unter seinen Bäumen etwas Obst, Nüsse oder an„deres, auflieſt oder ab seinen Bäumen nimmt, nicht mehr „denn Einer in seiner Hand blos trägt und angehends „essen will, das soll ihm an seinen Ehren nichts schaden. „Was aber einer in seinen Busen oder Sack stieße, das „soll er verstohlen han." Bloß an den Weintrauben darf man sich schlechterdings nicht vergreifen.

Ich bin im Mai diese Alpnacher Straße gezogen, wo drei Schneeregionen mit einander wetteiferten: Die Blüthe der Wiesen, das glänzende wogende Blüthenmeer der Bäume, die, ein scheinbar zusammenhängender Wald, das Thal bedeckten, die Schneefelder der Berge, deren Rücken bis zu 4000 Fuß herab noch in ihrem Wintergewand prangten und herrlich vom strahlend blauen Berghimmel sich abhoben. Ein Anblick voll Wonne und jungfräulicher Reinheit.

Wie anders zeigt sich dieses Land im späten Herbst. Der Nebel liegt über dem Thal, alle Farben in ein düsteres Grau abdämpfend; die Wiesen falb, das sonst so blühende Ried ist rothbraun geworden: Kaum mahnt ein verspätetes Blümlein an die Herrlichkeit des Frühlings, oder die corallenrothe „Wielesche" (Vogelbeere) und die Beere der Stechpalme an den Reichthum des Sommers. Aber steigst Du einige Hundert Fuß bergan, etwa nach dem Flühli oder dem Ramersberg ob Sarnen: welcher Zauber wandelt da plötzlich die Dämmerung in strahlendes, blendendes Licht! Der Nebel, scharf abgeschnitten, liegt unter Dir und wogt, ein größerer See mit ebener silberweißer Fläche, im Thal der unter ihm unsichtbar ruhenden Seen von Alpnach und von Sarnen. Aus dem Nebelmeer tauchen die Berge auf, mit ihren dunkeln Wäldern, ihren grell beleuchteten purpurn überhauchten Felsenhäuptern, ihren blinkenden, durch die Ferne leise vergoldeten Schneefeldern, die nun sich über alle Triften und Alpen erstrecken und den im Sommer so grün und sanft ins Thal hereinblickenden Höhen den Schwung und das Maß gewaltiger Gletscherketten verleihen. Wahrlich, ein seltener traumhaft schöner Moment, der zurückversetzt in jene fernen, weit hinter aller Menschengeschichte zurückliegenden Zeiten, da die großen Wasser über den Thalgründen standen.

Und wie muß erst im tiefen Winter dies Gemälde prangen, wenn der Vollmond alle Härten, alle Contraste löst und Alles in gleiche Ferne rückt, wenn das zarte Blau der Schatten und das schimmernde Weiß der Lichter die einzigen Töne in dem großen hehren Gemälde bilden!

Und so sind wir allmälig dem Hauptort Sarnen genaht. Ein breites Ried, die Geige, zieht sich rechts und links von der Straße hin, auf dem das Rohr flüstert, und die mattpurpurne Primel, später auch die stahlblaue Gentiane lauscht. Neben manchem stattlichem Gehöft sind wir vorbeigeeilt, neben manchem Bildstöckchen, bemalt mit einer Scene aus der Passion; und zwei holzbedachte Brücken haben uns über breite Trümmerfelder geführt, die Rinnsale der Schlieren, wilder Bergströme, die nach Gewittern furchtbar daherkommen und Wald und Fels zu Thal bringen. Ein schmaler Saum von Tannen rahmt diese grauen Steinwüsten ein, die sich höchst unerwartet zwischen die reichen Wiesen eindrängen. Auch die Häuser haben wir uns näher betrachtet, und den freundlichen Gruß der Bewohner erwiedert. Aeltere Frauen sagen treuherzig: Gelobt sei Jesus Christus, und erwarten zur Antwort: in Ewigkeit Amen. Die junge Welt, der das Irdische näher liegt, läßt es beim

einfachen „guten Abend“ bewenden. Die Häuser sind eines nähern Blickes wohl werth. Nirgends in unsern Alpen hat sich der uralte Holzbau so originell erhalten, als in Obwalden, und es geht ihm eine gewisse Zierlichkeit nicht ab, obschon er sich einfacher hält als in manchen Theilen des Bernerlandes. Im nahen Nidwalden hat der Mordbrand der Franzosen von 1798 gar sehr mit den alten Häusern aufgeräumt. Ueber einem gemauerten Erdgeschoß erhebt sich der Bau aus Balken, die nach Außen meist nackt und tief gebräunt, hie und da auch mit einem Schuppenpanzer von Schindeln bekleidet sind. Im ersten Stock ist die Küche, die Wohnstube, das Schlafgemach der Eltern und ein Hinterstübchen, das Allerheiligste des Hauses, wo Alles Wichtige, was Dienstleute und Kinder nichts angeht, verhandelt, das Loos der Töchter entschieden, wo Krieg und Frieden beschlossen wird, wo auch vor dem Bilde der Gnadenreichen in schweren Stunden die Mutter ungestört knieen und weinen kann. Das zweite Stockwerk umfaßt die Schlafkammern („Lauben“) der Kinder und des Gesindes. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt und mit großen Steinen beschwert. Unter der First ist der „Firstgaden,“ der die Tröge für Nüsse und „Schnitze“ (dürres Obst) birgt. Rund um das Haus laufen Vorlauben

mit einfach geschnitzter Brüstung. Die Fenster sind an ganz alten Wohnungen mit geschweiften, geschnörkelten Rahmen eingefaßt. Inschriften sind selten, denn fast stets ist die Front von Spalieren prächtiger Birnbäume verhüllt; nur an einem Hause zwischen Sarnen und Wyler sind seltsame, an alt-norwegische Motive mahnende Drachenfiguren geschnitzt, die arabeskenartig an der Front hinlaufen. Hie und da, besonders um Sachseln, prangt das Bild des seligen Bruders Klaus in Oel gemalt über der Hausthür, eine Ascetengestalt in langer Kutte, hager, mit edelm, schmalem Gesicht, einem Familientypus, den heute noch manche Greise dieser Gegend zeigen. In den Stuben ist überall eine wohlthuende Reinlichkeit herrschend: manch altes Geräth, mancher geschnörkelte Glaskasten erhält den Geschmack fast zweier Jahrhunderte lebendig. Nirgends fehlt der Weihkessel an der Thür, selbst in den wenigen ganz modernen Häusern des Hauptfleckens nicht. Und hier, bei den Honoratioren des Landes, ziert manches lichte Bild des Nidwaldners Deschwanden die Wände, wie denn auch Capellen und Kirchen reichlich mit Leistungen dieses Malers versehen sind. Es sind fast sämmtlich Heiligenbilder von einem süßen, klösterlichen Styl, an Fra Angelico erinnernd; oft herrscht die Form, die Schablone stark vor, oft aber spricht eine

gewinnende, unschuldige Innigkeit aus diesen Engelsgesichtern, denen jeder Hauch bewegten, oder gar leidenschaftlichen Lebens völlig abgeht. Wo dieser Maler, wie das leider sehr selten ist, sich aus seiner Heiligensphäre zur Darstellung wirklicher Kinderporträte herabläßt, wo er also gezwungen ist, seinem typischen Ideal einige Wirklichkeit beizumischen, da schafft er etwas überraschend Liebliches.

Vor den Häusern sind meist einige Gruppen von Blumen. In diesem feuchten Gebirgsclima entfalten sie sich prächtig, in tiefen und reinen Farben. Nur sparsam siehst du die Modeblumen der Städte; am ehesten noch herrlich leuchtende Beete des rothen Portulak. Es herrschen die uralten Stammpflanzen der Bauerngärten, welche schon Carl der Große auf seinen Villen anzubauen befiehlt. Büsche von Salbei, Rainfarrn und Wermuth fehlen selten; nur der verdächtige, in andern Gegenden häufige Sevenbaum scheint hier nicht eingedrungen zu sein. Den Hauptschmuck aber jedes Gärtleins bildet das herrliche Trio: Rosen, und zwar die alten, schönen Sorten, die buschige Moosrose, die weiße, und die rothe Centifolie; Nelken in mächtigen Rasen und oft dunkelbrauner Schattirung; und Lilien, wie ich sie nirgends je in dieser Zier geschaut. Blicke dort in jenen Klostergarten hinüber. Welche Pracht! Zu zwanzigen,

dreißigen beisammen steigen kerzengrad die Schäfte auf, jeder trägt einen Thyrsus der edeln silberweißen, mattschimmernden Kelche, aus dem die gelben Staubbeutel graziös heraushangen. Ein süßer, klösterlicher Duft umweht leise das lieblich ernste, von zahllosen frommen Legenden geweihte Pflanzenbild. Und auch in der Legende von Bruder Klaus spielt diese Lieblingsblume Obwaldens eine Rolle. Als der selige Klausner einst in stiller Nacht — noch war er ein biderber Kriegsmann — im Felde lagerte, und wie gewohnt in Gebet und heiliger Meditation wachte, sah er aus seinem Munde eine weiße Lilie sprießen, und rasch emporsteigen bis in den Glanz des sich öffnenden Himmels empor. Hier erst kehrte sich ihre Spitze wieder abwärts zur Erde, wo — eine schrille Dissonanz in die reine Sphärenmusik — das Schlachtroß des Sehers den Stengel erfaßte und das heilige Gewächs kurz und gut auffraß. Wie so mancher, auf den ersten Blick seltsam und kindlich erscheinenden Geschichte aus dem Sagenkreise des Niklaus von der Flüe geht auch dieser ein tieferer Sinn wohl nicht ab.

Sarnen.

Doch wir vergessen fast, daß wir immer noch auf der Heerstraße wandern, Sarnen, dem Hauptort, dem „Dorf"

entgegen. Da liegt es, ein bescheidener Ort, um die Capelle geschaart. Stehst du in der Straße oder auf dem Platz vor dem Rathhaus, so ahnest du wenig von den landschaftlichen Schönheiten, die sich in nächster Nähe enthüllen; es rasseln dir vielleicht Postwagen über das herbe Pflaster entgegen, frisch bespannt und eilig, während lange Reihen müder Pferde die Füße schwer und klappernd dem ersehnten Stall oder Brunnen zuschleppen. Eine Anzahl bescheidener, aber deinen Ansprüchen gewachsener Gasthäuser steht dir offen. Da ist der Obwaldner Hof, wo zugleich Post- und Telegraphenbureau sich finden, da ist der Adler, der Schlüssel, die Post; da ist auch der Landenberg am Fuß des classischen Hügels, der aber nur für den Land- und Landsmann, nicht für ein Stadtkind deiner Art berechnet ist.

Hast du ein Quartier dir erkoren und an Ceres und Bacchus Gaben dich erlabt, hast du etwa die Fische des Sees: Hecht, Trüsche, Aal, Forelle gekostet, so sieh dich um in dieser Hauptstadt eines kleinen, freien Hirtenlandes. Daß von Sehenswürdigkeiten im Sinn der Reisehandbücher da nichts vorhanden, setzest du wohl voraus. Doch nicht ganz mit Recht. Wirf im Rathhaus, das mit einer gewissen ländlichen Würde sich am Rande der Aa, des Flüß-

chens erhebt, einen Blick in den Rathssaal, in welchem die Regierung und der Landrath (ein engerer Ausschuß der Landsgemeinde) und das Obergericht, und wohl sonst noch manche Behörden tagen. Ein gewaltiger Ofen von Giltstein erinnert dich an das Wallis, seine Heimath. Und rings an den Wänden hangen wohl hundert Porträte der Landammänner Obwaldens, von 1381 bis in die neue Zeit; eine Versammlung ehrenfester, kräftiger Gesichter, in denen bald der Niklaus von der Flüe-Typus, bald auch ein ganz anderer, jovialer, wohlgenährter, immer aber würdiger und zuweilen imposanter Charakter vorherrscht. Das Kostüm wechselt vom einfachen Wamms zum spanischen Mantel und zur Radkrause, und herab zur Uniform und zum schwarzen Frack. Natürlich fehlt das Bildniß des Bruders Klaus nicht, den die allgemeine Verehrung, der Sanction Roms voraneilend, längst zum echten und rechten Heiligen erhoben hat. Auch fehlt nicht, schon der Eide wegen, das Bild des Gekreuzigten.

Und unten im Erdgeschoß ist noch ein sehenswerthes Werk: ein Relief des Cantons und der Umgegend im Maaßstab von $^{1}/_{40000}$, von einem Ingenieur Müller von Engelberg, dessen biederes Antlitz über der Thür prangt. Das Relief ist sehr getreu, von malerischer Wirkung, um so

mehr, wenn etwa gar das Kätzlein der Schließerin mühsam über die Gletscher, Seen und Dörfer einhersteigt, den Titlis mit kühnem Sprung gewinnt und durch die offene Thalrinne von Lungern und Sarnen sich vor der nacheilenden Hand rettet. Nicht immer war es so still und ernst in diesem Rathhaus wie heute. In der lustigen Zeit des späten Mittelalters und noch später gieng es hoch her da drinnen: der Würde und Bürde des Amts schadete damals einige Ausgelassenheit nicht, und so weit wurde die Licenz getrieben, daß endlich das Gesetz sich drein zu legen für gut fand. Im alten Landbuch Obwaldens, in jener nicht später als 1525 datirenden Aufzeichnung ist zu lesen:

„Auch so haben wir gemacht, daß man alle Spiele im „Rathhaus verboten hat bei fünf Pfunden, und dabei also, „wer Einen sieht im Rathhaus unter Tag spielen, da soll „Einer den Andern bei seinem Eid verleiden, da das in „allen Gemeinden kund und verboten ist, es wäre denn, daß „fremde Leute daher kämen und Fastnacht oder sonst gute „Gesellschaft hätten. Dieweil die da wären, mag man kurz„weilen und nicht länger, denn so die Fremden da sind und „in einer Uerti (Rechnung) wären. Und wenn die Frem„den nicht mehr da sind, so soll das Haus beschlossen und „kein Spiel „vnderem tach“ (kann eben so wohl unter

„Tag als unter dem Dach heißen) getrieben werden. Und „es hat der Weibel Gewalt, wenn man tanzen will, daß „man die einlasse, und darnach, so man aufhört tanzen, soll „und mag er wieder beschließen."

Und in der Aufzeichnung von 1791 wächst die Strenge des Gesetzes gegen den Tanz in und außer dem Rathhaus noch in ganz anderm Grad. Da heißt es: „Das Tanzen „an Sonntägen, Unserliebenfrauen-Tägen und Pfingstfeyer-„tägen ist gänzlichen verboten." Sonst aber doch wohl erlaubt? Frägt der tanzlustige Leser. — Aber das Gesetz fährt fort: „sonsten auch niemalen erlaubt, außer an Hoch-„zeiten, Nachhochzeiten, Kilwenen und Nachkilwenen und an „den drei letzten Fastnachttägen, doch nur bis Bethgloggen."

Und gegen das Zutrinken zieht ein Mandat von 1524, also in der Zeit, da ganz Mitteleuropa im Weine fast erstickte, folgender Maaßen zu Felde: „Wer dem andern es „bringt oder zutrinkt, derselbige soll meinen Herren verfallen „sin um fünf Pfund, und welcher sich lat füllen oder er füll „sich selbs, daß einer semlichs nit behept vnd von ihm bricht, „der ist kommen um zechen Pfund. Welcher der ist, so in „den Rath geht, der sölich ungefüegklich unehrbar Sachen „brauchte, der soll fürhin Unehren halber ab dem Rath sein." In einem spätern, nicht näher bezeichneten Jahre wurde zu

einer neuen Maßregel gegriffen: „So einer trinkt, daß es „von Fölle wegen von ihm bricht, der soll angehends den „Wein zu trinken verschwören ein Frohnfasten oder Viertheil „eines Jahres, ein einspänniger Landmann. So aber einer „des Raths oder ein geschworner Amtmann ist, sol er den „Wein zu trinken ein halb Jahr also verschwören. Ein „Frömder — an diesem war dem Gesetzgeber weniger gelegen „— soll darfür fünf Pfund Busse geben."

Doch sehen wir nach dieser, in den alten Sälen des Rathhauses in uns aufgestiegenen Erinnerung — uns weiter um im heutigen nüchternern Sarnen. Es ist im Dorf selbst wenig mehr zu schauen. Die Läden der Goldschmiede zieren die vielgestaltigen Löffel, Nadeln und Speiler, mit denen die Weiber das Haar durchziehen. Hie und da werden bunt eingefaßte Strohhüte über die Gasse getragen. Das ist, eine so eben entstandene Parqueteriefabrik auf der „Geige" draußen abgerechnet, die einzige Industrie Sarnens, aber eine häusliche, social unbedenkliche. Eine wohlwollende Bürgerin des Ortes hat sie mit Opfern und Mühe eingeführt. Und nun beschäftigt das Flechten der Hüte an den Winterabenden nützlich und leicht manche dürftige Hand. Die Hüte werden an Fabrikanten im Aargau abgeliefert, welche das Stroh beschaffen. Im Tage kann eine fleißige Arbeiterin zwei

bis drei Stück flechten, womit sie ein bis anderthalb Franken gewinnt. Die Waare hat einen fremdartigen Zuschnitt, und ist für amerikanische Märkte bestimmt.

Ob die häusliche Industrie der edeln Kleidermacherkunst hier noch auf der Stufe sich befindet, wie zu den Zeiten des Landbuchs 1525, dürfen wir wohl bezweifeln. Dort heißt es:

„Da große Klage gewesen der Schneider halber, daß „sie unziemlich den Lohn nehmen vom Stück, hierauf ist ge= „mehret (beschlossen), daß fürderhin ein jeder Schneider, der „Einem im Hause werchet auf der Stör, solle vom Taglohn „und nicht bei dem Stück den Lohn heischen. Und soll „Einer dem Meister geben sechs Schilling und einem Meister= „knecht vier Schilling und sonst einem Knecht, der nicht „schneiden kann, zwei Schilling und einem Lehrbuben nichts „als die Speise."

Schon 1635 ist diese Bestimmung nicht mehr in die neue Redaction des Gesetzbuchs aufgenommen worden.

Zwei Klöster dehnen sich mit ihren weiten Gartenmauern in die Flur hinaus. Ein Schulgebäude erhebt sich rechts am obern Ende des Dorfes, wo die aus Muri vertriebenen Benediktiner eine höhere Bürgerschule, eine Art Gymnasium leiten; weiterhin links ein sehr stattliches Spital mit der

Inschrift: **Christo in pauperibus.** Und nun blitzt und blinkt es hell und heller durch die dichte Nußbaumallee der Landstraße: wir sind am See. Welch' liebliches und zugleich großes Bild! Ueber der hellen Fluth, deren mattes Smaragd von weißen gekräuselten Wellen belebt ist, steigt schon in duftiger Ferne — der See ist mehr als eine Stunde lang — ein wundervoll abschließendes Gebirg auf; der Giswyler Stock. In der Gestalt einer ruhenden Löwin, deren Haupt auf den weitaus greifenden Tatzen aufliegt, ist die gewaltige Masse hingegossen: vom breiten felsigen Gipfel fließt rhythmisch die Linie zur tiefen Senkung des Brünig ab. Abends ist der Berg in dunkelblauem Schatten, aber Morgens zeichnet sich das weite Alpenbecken auf seinem Rücken in seinem lichten Grün so herrlich ab gegen die von allen Seiten steil zu diesem Bassin aufstrebenden, fast schwarzen Tannenwälder. Und wenn es noch früh im Sommer ist, so beleben, gleich einer Heerde weißer Riesenthiere, eine Anzahl runder Schneeflecken jene weiten Alpenmatten. Dieser Giswyler Stock ist der Nebelträger und Wolkenspender des Landes: Alle Gewitter rücken über seine westliche Kuppe herein ins Thal. Links von diesem unvergleichlichen Schluß- und Eckstein unsrer Aussicht steigt das bereits vor Alpnach geschaute schneebeladene Gebirg

aus dem Berner-Oberland, eine östliche Fortsetzung des Faulhorns, über dem Brünig auf. Und rechts und links vom See, in unsrer Nähe, fallen hier die steilen, aber wunderbar grün bewachsenen Sachselergräte, dort die sanftern, wenn auch einförmigeren Massen des Schwendiberges keck und direkt, ohne merkbaren Ufersaum, in die Fluth ab. Nachdem dein Auge zuerst mit Wonne, dann mit stillem Behagen dich an der Ferne gelabt, folgt es gern noch zum Abschied dem leisen Schaukeln, mit dem die Welle die zahllosen weißen Seelilien bewegt, die hier nahe am Lande wachsen. Dann, unter dem Vespergeläut der Glocken nah und fern, suchst du dein Nachtlager auf, und dein Schlaf möge vom heisern Ruf des die Stunden ansagenden Wächters nicht oft gestört werden.

Landenberg.

Am frühen Morgen wirst du dann den nahen Hügel des Landenberg besteigen, der jenseits der Aa sich vielleicht hundert Fuß über Sarnen erhebt. Ein altes Schützenhaus, ein Zeughaus mit den leidigen Zeugnissen des menschlichen Haßes und Elends angefüllt (denn welcher Winkel Europa's ist abgelegen genug, um von diesem Dämon nichts wissen zu dürfen?) und weiter unten der zierliche Landsitz eines

Arztes und verdienstvollen Bürgers nehmen den Hügel ein; an seinem Abhang stehen vier mächtige Linden und ein Kreuz. Die Lage des Hügels ist der Art, daß er die ersten Besiedler des Thales anlocken mußte. Daß schon der Fuß des Römers die Stätte betreten, beweist eine antike Lampe und eine Münze des Kaiserreichs, die man unlängst daselbst gefunden. Von der am Neujahrstag 1308 eroberten Veste des Vogtes sind nur noch Grundmauern vorhanden, und auch diese hat bekanntlich der Zahn der heutigen Kritik stark angenagt. Und doch, wie schön und anschaulich ist auf Blatt 31 des „Weißen Buches" im Archiv zu Sarnen, der ältesten, jedenfalls vor 1471 fallenden Erzählung unserer Geschichte jener bewegte Neujahrsmorgen geschildert:

„Nun war dem Allem nach das Haus zu Sarnen so „mächtig, daß man das nit gewinnen mochte, und war der „Herr, der da Herr war, ein übermüthiger hoffährtiger „strenger Mann, und that den Leuten großen Drang an, „und fuhr zu und machte, wenn Hochzeiten kamen, so „mußte man ihm Geschenke bringen, je danach einer Gut „hatte: Einer ein Kalb, Einer ein Schaf, oder Einer eine „Bache. Und also zwang er die Leute mit Steuern und „hatte sie hart.

„Nun waren der Eidgenossen so viel heimlich worden,

„daß sie zufuhren und legten mit einander an, daß sie auf „eine Weihnacht, als man ihm wieder Geschenke und gute „Jahre bringen sollte, daß sie je Einer mit dem Andern „gehen sollten, so sie ihm die guten Jahre und die „Helsate" „(Geschenke) brachten; sie sollten aber keine Wehre tragen, „anders als Einer einen Stecken, und also kamen ihrer „viele hinein in die Küche zu dem Feuer. Nun waren „die andern, ihrer nicht viele, der Weile in den Erlen ver= „borgen, und hatten miteinander gemacht, wenn es die im „Hause däuchte, daß ihrer so viele wären, daß sie die Thore „offen behalten möchten, so sollte Einer hinausgehen und sollte „ins Hörnlein blasen, dann sollten die in den Erlen auf „sein und ihnen zu Hülfe kommen. Das thaten Die im „Hause. Als es sie däuchte, es seien ihrer genug, da gieng „Einer in einen Balkon und blies sein Hörnlein, das ihr „Wahrzeichen war. Nun war es an der Tageszeit, als „man die Geschenke brachte, daß der Herr zur Kirche war. „Da nun, die in den Erlen lagen, das Hörnlein hörten, „da liefen sie durch das Wasser, daß die Niedersten schier „nirgends Wasser hatten und liefen hinzu, hinten hinauf, „und an das Haus und gewannen das. Das Geschrei „kam zu der Kirche. Die Herren erschracken und liefen „hinaus, den Berg hinauf, und kamen vom Land."

Hinter dem Schützenhause breitet sich ein muldenförmig vertiefter Platz aus, den roh angedeutete, mit Gras überwachsene Stufenreihen umgeben. Dieser kleine Raum, angeblich der Hof der alten Zwingburg, bietet dennoch Platz für die Tausende (es waren in den Tagen des Sonderbundes an 4000) freier Landleute, die hier seit mehr denn 200 Jahren alljährlich am letzten Sonntag des April zusammentreten, sich Gesetze geben und ihre Beamten wählen. Also gewiß ein classischer, ein hochbedeutsamer Hügel; eine Stätte, an welcher dies Hirtenvolk die Selbstregierung sich in grauer Vorzeit errungen und bis in unsere Tage ausgeübt hat. Wer könnte anders als mit tiefer Theilnahme, mit inniger Sympathie diesen Ring betreten, wo ein kleines Volk, abgeschieden von aller Welt und fast ohne andere Hilfsmittel als die Kraft warmer Vaterlandsliebe, alle die schweren Kämpfe durchgerungen, all die brennenden Fragen in seiner Weise durchgesprochen und gelöst hat, die im Lauf der Jahrhunderte die Welt bewegten. Möget ihr noch lange tagen, ihr wackern Leute, hier im Angesicht eurer hehren Alpen! Möge noch lange kein andrer Wille gelten in euren Thälern, als das nach weiser Berathung ermittelte Handmehr der freien Gemeinde! Und welch' ein erfrischendes, anregendes Schauspiel, diese Landsgemeinde! Musik

ertönt. Es drängen sich die Mannen auf den Sitzen und unten im Ring; von den ältesten Greisen bis zu den eben erst volljährigen Burschen geht ein Zug derber Gesundheit, und zugleich ein Zug frappanter Familienähnlichkeit durch all die Köpfe und Gestalten hindurch. Am Rande des Rings auf erhöhtem Platz steht, in feierlichem Schwarz, der regierende Landammann, hinter ihm sitzen die Beamten und Räthe, dazwischen die Weibel in Mänteln halb roth, halb weiß. Die Sonne scheint grell herab, dem Landammann ins Gesicht. Ein Weibel tritt vor und hält den aufgespannten Schirm mit festem Arm stundenlang über des Standhauptes Haupt, damit er im Schatten rede. Die Ansprache beginnt. Das Gemurmel schweigt, die Häupter entblößen sich. Bedeckt euch, ruft ihnen freundlich der Landammann zu. Und nun entwickelt er, in lebhaftem, eindringlichem Vortrag, die Vorzüge der neuen abgeänderten Verfassung, über die heute abzustimmen ist. Mit feinem Takt paßt der rechts- und staatskundige Mann die Rede dem Geschmack, der Fassungskraft des Volkes an, und hält sich doch auf der Höhe einer würdigen, echt staatsmännischen Sprache. Die Neuerungen im Sinn einer direktern Thätigkeit des Volks am gemeinen Wesen werden empfohlen, nicht mit den Schlagworten, wie sie von der Linken der großen indu-

striellen Cantone gebraucht werden, sondern mit Maß, mit einer gewissen den historischen und kirchlichen Sinn schonenden Zurückhaltung. Der Vortragende, der eine volle Stunde unter freiem Himmel weithin vernehmlich und mit bewundernswerther Klarheit gesprochen, hat geendigt. Da erhebt sich einer der alten, dermalen nicht activen Landammänner. Er wendet sich ersichtlich an eine andere Fiber im Herzen der Obwaldner, an eine andere Partei vielleicht. Denn in salbungsvollem Ton, nicht schriftdeutsch wie sein Vorredner, sondern im Volksdialekt beginnt er mit einer Parabel, schildert die Art, wie ein Hausvater ein für alle spätern Geschlechter taugliches Haus neu sich erbaut und es schließlich unter den Schutz eines treuen Wächters, eines heiligen Fürbitters stellt: „Ihr wißt alle, wen ich meine.“ Er meint natürlich den sel. Bruder Klaus. Da ertönt eine Stimme aus dem Ring: „Auch der Herr Commissarius soll reden.“ Das ist der bischöfliche Commissar gemeint, und der nach ihm verlangt, gehört der äußersten kirchlichen Rechten an, und will, daß auch der Vertreter der Kirche die Neuerung begutachte. Doch der überläßt den Laien die Discussion. Eine schnarrende, polternde Stimme läßt sich nun hören. Es ist der Buffo der Scene, der wohl nicht fehlen darf. Er spricht von eingebrockter Suppe, und

von neuen Dingen, denen man nicht recht traue. Gelächter übertönt seine Stimme. Aber auch ein alter, schneeweißer Bauer erhebt sich und stimmt für das Alte, weil es alt und weil es gut, und gegen das Neue, weil es unerprobt und in der Mode. Den Schluß, der stürmisch begehrt wird (ein Zeichen, daß die Meinung sich gebildet hat) macht ein dritter Landammann, ein gewandter und gediegener Jurist. Er faßt die Hauptsätze des neuen Vorschlags kurz zusammen, absichtlich im breitesten Dialekt und spricht für jeden ein scharfes, schlagendes Kernwort. Und nun fliegen tausende von offenen Händen wogend und wirr in die Luft; ungezählt ist es die überwiegende Mehrheit und das alte Gewand des Staates ist abgestreift, ein neues umgethan und wird, sobald die nöthigen Neuwahlen der Beamten und Räthe erfolgt sind, ohne Anstand getragen werden. So geht es zu an den Tagen der Landsgemeinde. Jetzt aber flattern die Falter ruhig über den Gräsern des Rings und Alles ist still und leer hier oben. Doch jeden Sonntag Nachmittag gehts lebhafter her. Da sammeln sich die Schützen, und Schuß für Schuß kracht und die drüben am Bergabhang liegende Scheibe füllt sich mit Kugeln. Auch die Knaben haben eine kleine Schießhütte und Scheibe und handhaben die Armbrust nicht ohne Geschick.

Und nun treten wir vor an den Rand des Hügels und stehen gefesselt vor einer der schönsten Landschaften der Schweiz. Da liegt es, das grüne glückliche Land: von Alpnach bis Sarnen die Thalebene, dicht unter uns Sarnens malerische Häusergruppen; dann ein runder heiterer Spiegel, der See. Alles umrahmt von hochstrebenden, aber reich übergrünten Bergen. Nach Norden hält rechts der starre, wirr und düster aufsteigende Pilatus Wache. Es ist von hier gesehen nicht die kühne, in freie seine Hörner ausgezackte Pyramide, die wir von Luzern aus bewundern; es ist ein Haufwerk breiter Felsmassen mit steilem Hochwald abwechselnd; und nur das Tomlishorn hebt sich etwas aus der trägen Masse empor. Desto freier schwingt sich gegenüber, rechts, der Nachbar und Rivale zum Himmel auf: Das Stanzerhorn. Etwas eingeschweift fällt seine Linie in einem einzigen Sturz ab zum Alpnachersee, furchtbare Runsen durchfurchen seine Flanken, zwischen denen aber, dunkeln Bändern gleich, siegreich der Wald hinanklettert bis nahe zur Höhe. Der Gipfel ist ein geneigtes Horn, der Waffe des Nashorns vergleichbar. Zwischen Pilatus und Stanzerhorn blickt der Lopperberg, der Ausläufer des erstern, und drüber der lichtblaue breite Giebel des Rigi herein. Vom Stanzerhorn an senkt sich nun der Gebirgs-

kranz zum Sattel des Aecherli herunter. Von letzterm zieht sich wieder höher ein reich gefalteter Grat über Kerns hin bis gegen Sarnen, und fällt dann steil ab, um sich im Sachseler Grat wieder eben so steil zu erheben. Herrlich kommen und gehen je nach der Tageszeit die Schatten, tiefblau durch die Ferne, über all' die Schluchten und Kessel dieser Berge hin, deren Höhe zwischen 5000 und 7000 Fuß schwankt, und die bis zu den Firsten in allen Abstufungen von Grün prangen. Nur über die Lücke uns genau gegenüber schauen höhere nackte Felsen herein, die einige Flecken ewigen Schnees tragen. Sie glühen an schönen Abenden in tiefem Purpur. Es ist die Kette zwischen Engelberg und Melchthal; die Lücke zu ihren Füßen ist der Eingang des letztern Thales, vor welchem zwei weiße Kirchlein deutlich herüberschimmern: Flühli und St. Niklaus, letztere die Urkirche des Landes. Prächtig fällt der Sachsler Grat gegen Süden zum See ab; eine völlig regelmäßige und doch feingeschweifte Pyramide schließt sich an ihn an, zwischenein schiebt sich ein schmaler Einschnitt: das kleine Melchthal. Dann folgt der Brünigsattel in prächtiger melodischer Linie, an seinem Fuß ahnt man das Becken des Lungernsees, hoch drüber schweben die beschneiten Oltschiberge, zur Faulhornkette gehörig. Der Giswyler Stock

schließt den Kreis. Folgt nun statt der lichten Höhe das Auge dem Saum des Thales und Sees, so sieht es nordwärts einen lieblich bewaldeten Wall längs den Bergen einherziehen, über dem die breite, mit hundert Gehöften geschmückte Terrasse von Kerns sich ausdehnt. Der schlanke Thurm des Dorfes blickt eben noch über den Waldsaum. Dann folgt der schluchtartig tiefe Einschnitt, wo die Melchaa strömt; am Ufer des Sees birgt sich Sachseln und Ettisried zwischen einem Hain von Obstbäumen. Im Grunde des Seebeckens glänzt die Kirche von Giswyl-Rudenz auf ihrem Hügel, und links ganz nahe die große, aber plumpe Hauptkirche von Sarnen. Grade unter uns schlängelt sich die Obwaldner Aa, der Abfluß des Sees, durch die Wiesen. Ein alter Thurm, Stammsitz der auch nach 1308 im Lande begüterten Dynasten von Aa, später Verließ für Heren und Missethäter und nunmehr friedliches Staatsarchiv steigt grau und verwittert an ihrem Ufer auf.

Das sind die Züge, aus denen sich diese Landschaft zusammensetzt. Aber wer beschreibt die edle Harmonie der Linien und Farben? Wer den seltenen Verein von Weichheit und Kraft? Wer das beglückend Abgeschlossene, Ruhige des Hintergrundes? Und dieses Grün, das nirgends von Saatfeld namhaft unterbrochen, diesen Wäldergürtel, der

in der mittleren Berghöhe, besonders ob Giswyl kaum irgendwo gelichtet ist? Hier ist keine heroische Landschaft voll überraschender Gegensätze, voll wilder Bewegung, hier ist ein Bild, das dich beim ersten Anblick mild und traulich anmuthet und dir in der Folge theuer wird wie eine treue Menschenseele, so daß nach wochenlanger täglicher Betrachtung keine Sättigung, und nach der Trennung ein Gefühl wie Sehnsucht und Heimweh sich regt.

Ramersberg und Sarner Kirche.

Größer, weiter stellt sich diese Aussicht dar, wenn wir vom Landenberg den Fußsteig durch die Matten bis einige hundert Fuß aufwärts zur Capelle des Ramersbergs verfolgen. Vergessen wir auf diesem Gang ja nicht, die Zaunthüren, welche das weidende Vieh vom nachbarlichen Grundstück abzuhalten bestimmt sind, jedesmal sorgsam hinter uns zu schließen. Denn schon das alte Landbuch (1524) bestimmt:

„Item, welcher ein Thürlein offen ließe, Hürde oder „Blege, der ist sechs Plappert dem Kläger und sechs „Plappert den Landleuten verfallen, und geschähe darüber „Schaden, so soll Der, der das Thürlein hat offen gelassen, „Dem den Schaden zur Buße abtragen."

Das schmucke Kirchlein des Berges, wie alle hier zu

Lande mit einer säulengetragenen Vorhalle, ist dem Sct. Wendelin geweiht, einem den Hausthieren besonders zugethanen Heiligen, was die zahlreichen Votiftäfelchen bezeugen, deren Schilderei in der Regel das geheilte Thier, den dankbaren Hirten und drüber in einer Glorie den Heiligen in alt-römischem Costüm und mit Hirtenstab und Hirtentasche darstellt. An naiven Inschriften fehlt es nicht, und wo ein Stück Vieh genannt wird, ist ein respektvolles s. v. nicht vergessen. Erinnern wir uns, daß wir eben in einem reinen Hirtenlande sind. Eben kommt der Glöckner und läutet das alte Glöcklein zur Vesper, dessen Inschrift lautet:

An dem Tüfel will ich mich rächen,
Mit der hilf gotz alle bösen wetter zerbrechen.

Und nun die Aussicht. Es ist die des Landenbergs, mit dem Unterschied der Höhe des Standpunkts. Ueber Alpnach hinaus schimmert der Vierwaldstättersee; grad ob dem Ramersberg werden die schwarzbewaldeten Höhen des Schwendibergs sichtbar, und hoch ob den Brünigbergen erscheint in überraschender Höhe und Schärfe des Wetterhorns weiße Zinne und wirft über das Ganze den Zauber des Erhabenen. — Unser Heimweg führt uns an der großen Kirche von Sarnen vorbei. Der innere Raum ist weit und hoch, aber ohne den Reiz, den eine edle Vertheilung

der Massen auch dem einfachsten Gebäude giebt. Zwei reich incrustirte Skelette von Heiligen überragen die Seitenaltäre. Bedeutender und älter ist das nebenanstehende Beinhaus mit seinen schädelgefüllten Nischen und einer kunstvollen Holzdecke, deren vortretende Balken gothisches Schnitzwerk und Inschriften tragen. — Den Friedhof zieren zahlreiche Grabkreuze, alle mit einem kleinen Porträt des drunter ruhenden Todten, selten von Künstlerhand, öfter ganz unbedeutend und wohl nicht kenntlich. Als Knaben und Jünglinge bezeichnet die Grabschrift jeden unverehlicht Gestorbenen, und mag er im 90ten Jahre zu den Vätern gegangen sein.

Sachseln.

Von der modernen Hauptkirche des Thales laßt uns nun hinanpilgern zu den heiligen Stätten am östlichen Thalgehänge. Da führt uns die Heerstraße dicht am See hin; eine Allee hochausgreifender Nußbäume gewährt uns Schatten und Ausblicke auf die helle, mit Seerosen umsäumte Fluth und die Wand der Schwendiberge. Hier am See und gegen die Melchaa hin liegt die Saatflur der Sarner.

Neben etwas Mais, den sie im Frühling durch gespannte Schnüre sorgsam gegen die Vögel sichern, bauen die Obwaldner die uralten Getreidearten der deutschen Alpenländer: Roggen, Hafer und Spelt. Vom letztern kommt neben der blaßgelben eine schöne Abart mit rothem Halm vor. Wie gering die Ausdehnung des besäeten Landes im Verhältniß zur Wiesencultur hier ist, wurde bereits erwähnt.

In einer halben Stunde ist Sachseln erreicht. Stattlicher noch als Sarnen, reihen sich die geräumigen Häuser um einen, gegen den Berg ansteigenden Platz, mit Gärten, in denen — Reste einer in den Städten längst zu Grabe gegangenen Gartenkunst — seltsame Mausoleen, riesigen Pasteten gleich, aus lebendem Buchs gezogen sind. Am nordöstlichen Ende des Platzes erhebt sich die schöne, mit weitem Peristyl aus schwarzen Marmorsäulen gezierte Kirche (neu gebaut 1674) deren Thurm durch einen Abstand von etwa zehn Fuß vom Chor getrennt ist. Das Aeußere verspricht wenig. Das Innere ist auffallend zierlich durch Säulen, die sich nicht nur vom Boden erheben, sondern von denen eine obere Gallerie in der Höhe rund umläuft und so die Wände reich und luftig gliedert. Der schwarze Marmor macht dabei eine edle Wirkung. Das ist nun, wie das mannigfaltigste Bildwerk schon von außen uns

sagt, die Gruftkirche des Nationalheiligen Niklaus von der Flüe. Seine Reste ruhen, in kostbare Metalle und Steine gefaßt, in einem gläsernen Schrein hinter dem Altar, genau wie die des heiligen Julius in der Inselkirche des Ortasees; wie denn überhaupt die ganze Kirche von Sachseln etwas Südliches, Italisches hat. Freilich hat kein Gaudenzio Ferrari Obwaldens Heiligthum geschmückt, wie dort zu Orta. — Mag auch der Cultus dieses „ersten Eidgenossen," dieses patriotischen Anachoreten für uns etwas fremdartiges haben: so viel ist sicher, daß wenige Todte ein so vollkommen reines Andenken hinterlassen haben und eine so rückhaltlose Hochachtung verdienen. Ein ganzer Mann im besten Sinn des Worts. Nicht die bequeme Weltflucht zur Sühne eines verkehrten Lebens, nicht schwächliche menschenscheue Anlage oder Verbitterung, sondern die nach einer höchst thatenreichen Laufbahn besser gerechtfertigte Einkehr in die Einsamkeit trieb ihn seiner Klause im Ranfte zu; und nicht einzig den Einsiedler und Visionär verehrt das Volk in ihm. Vielmehr hat dieser Niklaus Löwenbrugger (so lautet sein profaner Name) als Kriegsmann die Schlachten seiner Mitbürger im alten Zürichkrieg und im Thurgauer Eroberungskrieg mitgeschlagen, ihnen im Rath und im Gericht gedient, ist in musterhafter Ehe Vater von zehn

Kindern gewesen, und hat erst im 50ten Lebensjahr (1466, geboren ist er in Sachseln 1417) dem ihm von Natur inwohnenden Zug zur Askese nachgegeben. Hier nun, in seiner Klause, umrauscht von tiefem Wald und von den Wellen des Bergbachs hat sich sein Wesen in stetem Gebet noch mehr geläutert und vertieft. Daß er aber sich in Mysticismus verloren, wie die meisten seiner weltflüchtigen Genossen, daß die Freiheit seines Geistes darunter gelitten und er der Theilnahme am Geschick seines Volkes abgestorben, diese so nahe liegende Vermuthung wird glänzend widerlegt durch sein Auftreten am Tage zu Stanz (1481), wo seine Gegenwart allein das Zerfallen des Schweizerbundes verhindert hat, und dieser Schritt ist, abgesehen von seinem hohen Erfolg, für den moralischen Werth des Mannes bezeichnend. Daß er nach 15jährigem Anachoretenleben sich den Blick frei genug erhalten, um noch einmal hinaus sich zu wagen ins politische Leben, und in der wild erregten Rathversammlung das rechte Wort zum Frieden zu finden: das muß Jeden, der die zerstörende Wirkung der Einsamkeit und der Kasteiung auf das Gemüth kennt, mit hoher Bewunderung erfüllen. Heute noch ergründen zu wollen, ob sich die Mystik des edeln Asceten bis zur Vollendung des von seinem Beruf überzeugten Wunderthäters gesteigert

hat, wäre ein schwieriges, und wahrscheinlich erfolgloses Bemühen. Was uns überliefert ist, spricht nicht für die Bejahung dieser Frage. Direkten und zudringlichen Ausforschungen wich der Bruder stets bescheiden und unter Hinweisung auf Gottes Allmacht aus. Daß aber in jener, noch nicht von der Skepsis erkälteten Zeit, unter dem Einfluß des Fastens und der Abgeschiedenheit die Gedanken des Mannes weit über den Rahmen der trivialen Wirklichkeit schweiften, daß Kräfte der zukünftigen Welt sich bereits der irdischen Schwäche beimischten: Wer wagt das zu läugnen? Und daß sich ein Sagenkreis phantastischer Art um diese ehrwürdige Gestalt geschlungen: wer wird es einem einfachen, für Eindrücke solcher Art höchst empfänglichen Volk verdenken? Vielmehr ist zu bewundern, welch sinnreiche und tiefe Gedanken in manche dieser Wundergeschichten sich kleiden, so daß selbst aus diesen Legenden auf die innerliche, dem Wesen des Christenthums zugewandte Art des Mannes zu schließen ist. — Gestehen wir es nur, daß eine magische Kraft zu dieser edeln Gestalt uns hinzieht. Andere bedeutende Menschen theilen, oft in besonders hohem Grade, die Schwächen und Schäden ihrer Zeit. Frei von den Schatten seiner Zeit steht Bruder Klaus da. Was an ihm von der Eigenthümlichkeit seiner Zeit zu spüren ist,

jene wundergeneigte Mystik, giebt dem vollkommen reinen Bilde erst seinen tiefen Reiz.

Flühli und die Klausen im Ranft.

Suchen wir nun, von seiner Geburts- und Grabstätte zu Sachseln ausgehend, die Stellen auf, wo er als Familienhaupt gewohnt, und wo er seine Tage beschlossen hat. Der Weg führt uns durch frischgrüne Wiesen aufwärts in nordöstlicher Richtung, über rasch dahin schießende murmelnde Quellbäche, an alten Holzhäusern und dunkeln Baumgruppen hin; der Blick gleitet über Waldgehänge und zwischenein gestreute Alpwiesen hinauf zum hellen Grün der Gräte, wo einzelne Felszacken aufsteigen; am nächsten noch und doch schon an 4000 Fuß über uns das viel besuchte, weit gleich einer Kanzel vorspringende „Stuckli." So gelangen wir zu einer kleinen felsigen Terrasse, genau auf der Scheide des Walles gelegen, der hier den Sarnersee vom Melchthal trennt. Ein freundliches Kirchlein nimmt den obersten Rücken der Terrasse ein; steinerne Stufen führen hinan, dicht drunter steht eine malerisch und weit gebaute Caplanei, rebenumsponnen, laubenumrankt, geziert mit blühenden Nelken, von der ein bedeckter Gang fast ebenen Fußes zur Capelle hinaufführt. Das ist das „Flühli." Wir treten

durch die auch hier nicht fehlende Vorhalle in das kleine Gotteshaus ein, das einfach und klein, aber reich mit gemalten Heiligengeschichten behängt und mit einer gewölbten Holzdecke ausgetäfelt ist, die in hübsche Felder sich theilt. Diese Art, die Decke der Capellen mit einem Tonnengewölbe von getäfeltem Holz zu bekleiden, findet sich durchgängig in dieser Gegend.

Und welch lieblicher Blick von dieser Terrasse hinab ins Land, und wie grundverschieden der Eindruck, ob wir uns westwärts, ob ostwärts wenden. Dort das Becken des Sees heiter, lachend, drüben der wundergrüne Schwendiberg vom Giswyler Stock bis zum Pilatus, mit flachem, einförmigem Rücken, aber bestreut mit tausenden von Hütten und Häusern bis zur blauenden Tannenregion hinauf. Ein freundliches, weites Gelände, überall dem Menschen zugänglich und dienstbar, überall die Spuren seiner Hand tragend, in der alten Volkssprache der „Sonnenberg" genannt. — Der Pilatus selbst, grau und fahl, ist uns zu fern, um diesen sonnigen Eindruck zu verwischen, und Kerns zur Rechten unter uns mit dem grünen Stanzerhorn ist nun erst mit seinem Obstwald und seinen glitzernden Gehöften ein Bild des Segens und der Fülle. Fast unmerklich, weil in tiefem, schmalem Einschnitt fließend, schlingt sich

die Melchaa zwischen Kerns und unserm Plateau hindurch. — Aber wenn wir nach Osten schauen, so öffnet sich zwischen den in größter Nähe steil abfallenden und finster bewaldeten Kernser und Sachsleralpen der Eingang ins Melchthal, und drunter die schattige Schlucht des Ranft, jenseits ragen die mächtigen Wände des Widderfeldstocks, unter dem der Paß der Storegg nach Engelberg hinüber führt. Wir sind plötzlich mitten in der Alpenwelt. Alles ist schroff, dunkel, öde und wild. Nur uns gegenüber, etwas höher als das Flühli, hängt unter den Felsen des „Schattenbergs" ein Kirchlein: St. Niklaus, des Landes erster, ältester Altar. — Wir haben beim freundlichen Flühli-Caplan uns erfrischt und den hier trefflich bereiteten Birnenhonig zu Milch und Caffee uns schmecken lassen. Auf Verlangen herbergt uns auch der Mann der Kirche, wenn wir in dieser entzückenden Idyllenwelt einige Tage oder Wochen der Rast verbringen wollen. — Dann gehts am Wohnhaus des Bruders Klaus vorüber durch gähe Matten hinab, wo die Melchaa durch felsige Schluchten eilt, und wo prächtiger Wald, aus kerzengraden Buchen und Ahornen gemischt, einen kleinen, fast ebenen Wiesenfleck umspannt. Von ambrosischer Kühlung umfangen liegt hier die Ranft-Capelle, dicht an die niedrige Holzzelle gebaut, in welcher der selige Bruder 19 Jahre

lang gewacht und gebetet hat. Ein wundersamer, ernst lieblicher Ort, wie vorbestimmt für die Zuflucht eines guten Menschen; kein Ort wilder Schauer oder schreckbarer Oede, wie ihn fanatische Selbstpeiniger lieben, sondern eher ein stilles friedvolles Asyl einer reinen, heitern, aber nach ungestörter Gottesbetrachtung dürstenden Seele. Und es liegt ja auch dieser Platz dem Wohnhaus von Klausens Familie so nahe, so ganz noch im Bereich der rufenden Stimme, daß überhaupt die Trennung des Bruders von den Seinen nicht den herben Charakter der Absage, sondern den freundlichen der stillen Zurückgezogenheit des alternden Vaters aus dem lärmenden Kreis des kinderreichen Hauses haben mußte. — Wer die Welt und die Seinen ängstlich flieht, baut sich nicht dicht unter der frühern Wohnung an, viel eher aber, wer den liebenden Verkehr durch zeitweilige Einsamkeit blos unterbrechen, dadurch ihm eine höhere Weihe geben und sich jederzeit Ruhe für seine Andacht sichern will.

Im Innern der Capelle nun ist der legendare Lebenslauf des Seligen in zahlreichen rundumlaufenden Schildereien dargestellt, bis in die wunderbarsten Visionen hinein. Das gleich nach der Geburt getaufte Kind kennt und grüßt seine Pathen; der Thurm, den er, ein Bild seines siegreich und fest den Himmel stürmenden Gebetes, unweit dieser Stelle

gesehen, ist so gut abgemalt, als jene vom Pferd verschlungene Lilie, ein Bild des hohen Anlauf nehmenden, aber noch gebrechlichen und darum wieder zur Tiefe herabsinkenden und im Schlund des Weltsinns vergehenden Glaubens. Ebenso die Scene, da er (es war am 13. August 1468) das bereits drei Tage brennende Sarnen vom Flühli aus durch seinen, das Feuer beschwörenden Segen gelöscht hat. Noch im Sommer 1868 fand an diesem Tag zur dankbaren Erinnerung hieran ein Bittgang der gesammten Sarner Bevölkerung in die Sachseler Kirche statt.

Im Landbuch Obwaldens findet sich das Ereigniß also erwähnt:

„An unser lieben Frouwen abent im Ougsten, was „Samstag, vnd vnser lieben Frouwentag, was am Mentag, „ist Sarnon am Samstag nach mittag zwüschend eim vnd „zweyen angangen vnd leyder 22 schöner huser verbrunnend.“

Es wird dann bestimmt, daß die Hofstätten der niedergebrannten Häuser nicht verlassen, sondern wieder mit Häusern besetzt werden sollen, sei es, daß der Eigenthümer selbst den Bau übernehme, sei es, daß ihm der Platz nach Schatzung von besondern Abgeordneten bezahlt und einem baulustigen Landmann verkauft werde. „vnd sond“ — so schließt der Artikel — „die hofstat nit ze garten gemacht

„werden, besonder zu eim dorf.“ — Seit diesem großen Brand ist Sarnen — so erzählen die Bewohner mit Dank gegen ihren frommen Fürbitter — bis auf diesen Tag vor Feuersnoth bewahrt geblieben.

Die Klause des Bruders ist eng und für einen hochgewachsenen Mann viel zu niedrig, mit einigen alten, unschön geschnitzten Bildern, besonders einem Cruzifix an der Wand; eine rohe Bank soll die Lagerstatt, ein Stein das Kissen des Einsiedlers vorstellen. Manche Splitter der Bank sind als Andenken von den Wallfahrern abgelöst.

Vom Ranft führt an einer zweiten neuern Capelle vorüber ein Steg über die Melchaa und hinauf an der jenseitigen Thalwand zu einem dritten kleinen Heiligthum, dem „Möslein.“ Auf einem Vorsprung des steilen Hangs steht eine, der Ranftcapelle gleiche Capelle (nach Businger vom Jahr 1484), wo ein Bruder Ulrich, angeblich ein Bayerischer Ritter, dem Beispiel des Bruders Klaus nachgeeifert und in einer Felsgrotte bis 1591 gehaust hat. Auch von einer Waldschwester Cäcilia weiß die Legende, die unweit dieser Stelle dem dieser Gegend anhaftenden Zuge zur einsamen Beschaulichkeit gefolgt sei. — Neben der Capelle liegt ein mächtiger erratischer Granitblock, über den sich ein uralter, verwetterter Birnbaum wölbt, und ein

winziges Holzhaus, ebenfalls gebeugt vor Alter und mit erblindeten runden Scheiben. Ein Kartoffelfeld deckt den Rest der kleinen Terrasse, die in ihrer Lage am schroffen Abhang etwas höchst Originelles, Alterthümliches und Malerisches hat.

St. Niklaus.

Und noch weiter klimmen wir empor, treffen auf die dem Abhang quer entlang führende Straße von Kerns nach Melchthal, und schließen noch etwas höher, wo die Felswand des Arvigrats beginnt, die Wanderung. Hier, auf dem letzten Rasenhügel, ragt der uralte Thurm, und daneben das Kirchlein St. Niklaus. Das Melchthal, das Kernserland und das ganze Becken des Sarnersees beherrschend, ist schon die Lage bedeutsam und wohl begründet für die älteste Kirche des Landes, die in eine Zeit hinaufreicht, wo der spärliche Verkehr noch den Höhen folgte, wo drunten im Thal vor schweifenden Hunnen und andern Schaaren nichts sicher war. Der Thurm ist genau gleich den zahlreichen Wartthürmen, die hin und her in den Alpen: am Gotthardt, am Splügen und anderswo sich erheben, und vielleicht dem burgundischen, vielleicht noch dem späten Römerreich angehören, vierkant, rauh, fensterlos, hünengleich

in gedrungener Kraft. Früher trug er eine stumpfe Steinkappe, seit kurzem erst einen blechernen Helm. — Manche Sage flattert um diesen Thurm, den das Volk frühe schon den „Heidenthurm“ genannt hat, und um das Kirchlein, dessen Tonnengewölbe mit vielen hundert roh gezeichneten Köpfen aus der biblischen Geschichte übersäet ist. Aeltere Wandgemälde sind nur zum Theil erhalten. So eine Parabel aus dem Leben des Bruders Klaus. Ueber zwei Gruppen knieender Beter erhebt sich ein Baum, von dem grüne und gelbe Blätter herabfallen. Um die Deutung befragt, bezeichnete der Selige die welk herabfliegenden Blätter als das Zeichen des Unsegens, der auf eine unbußfertige Gesinnung aus dem Meßopfer trotz allen Verdiensts des geopferten Heilandes sich ergieße, die grünen aber als Zeichen der Gnade, die nur der aufrichtigen Sinnesänderung durch das Sakrament geschenkt werden könne. Wahrlich, wer so heilige Gedanken mit so heiligem Wandel vereinigt hat, bedarf nicht erst der Sanction der römischen Curie, um auch als heilig von einem, solche Fürbitter verlangenden Volk verehrt zu werden. Warum also wirbt und bittet Obwalden im stolzen Rom und sammelt mühsam den Kaufpreis eines Namens, da es die Kraft und das Wesen schon längst zu eigen hat? Uns jedenfalls ist der in Rom nur

erst „selige“ Klaus dreimal heiliger als mancher der absonderlichen Heiligen des römischen Calenders.

Auch sonst ist an der Kirche noch Manches bemerkenswerth. Die geschichtliche Bedeutung, die ihr hier im Lande beigelegt wird, läßt sich an dem Rütlibund erkennen, der über der Thür gemalt ist, und der selten fehlt an Stellen, die dem Volk als classische gelten. — Vormals soll bloß das schmale Chor gestanden, und auf einer Anzahl von Bänken im Freien die Schaar der Gläubigen sich beim Schall der Glocke gesammelt haben. Diese Glocke, sicher eine der ältesten der Schweiz, ist von länglich cylindrischer Gestalt, und trägt einen Kranz seltsamer Charaktere, so daß man nicht weiß, hat man es mit einer neckischen Arabeske oder mit einer wirklichen Inschrift zu thun. Wir geben hier eine Nachbildung dieser Runen:

MEΓΓΓEMΛΓCRMΓΓPOΓMNMEΓΓEΓAΓ MCAN.+.

Eine mit den Zeichen freilich schlecht stimmende, die Inschrift von der Rechten zur Linken lesende Deutung lautet:

Sanctam da legem, sanctum locum a culmine lugem.

(Gieb das heilige Gesetz; die heilige Stätte klag' ich vom Kulme.)

Diese Deutung spielt an auf die Tradition, wonach Bernard von Clairvaux auf seinem Zug durch die Christen-

heit im 12ten Jahrhundert auch hier an dieser einsamen Stätte den Mannen Obwaldens das Kreuz gepredigt, und ein gleichzeitiger Abt Engelbergs zur Mahnung an das heilige Werk dem Glockenmund jenen Spruch habe aufprägen lassen. Dem sei wie ihm wolle: diese ganze Stelle: St. Niklaus grauer Thurm hoch über den Thälern an wilder Halde, die laurenreiche Ranftschlucht tief im Grunde weckt mächtig alte Erinnerungen, Träume aus der ersten Stunde aufdämmernder Geschichte in diesen Alpen, und wird Keinen ohne tiefen Eindruck lassen, der sich um die frühen Schicksale seines Volkes und seines Glaubens kümmert. — Das ist auch die Meinung des schlichten, guten Caplans, der in kleinem Häuschen am Fuß des Kirchenhügels wohnt, gerne die alten Sagen erzählt und dem Wanderer eine Labung spendet.

Lungern und Brünig.

Wir kennen die nächste Umgebung des Sarnersees. Laßt uns nun den Flug etwas weiter nehmen, und das zweite, höher gelegene Seebecken von Lungern aufsuchen. Ununterbrochen führt die Straße durch Obsthaine, beschattete Wiesen und an zerstreuten Wohnungen vorbei. Dicht gedrängte Dörfer wie anderwärts giebt es ja in diesem Lande nicht.

Eine Viertelstunde ob dem obern Ende des Sees liegt der Weiler Rudenz, der mit den westlich sich ziehenden Flecken Großtheil und Kleintheil zusammen die Gemeinde Giswyl bildet. Auf einem Hügel liegt in der Nähe die gemeinschaftliche, weithin blickende Pfarrkirche, deren hoher rother Thurmhelm von dem dicht dahinter aufsteigenden Horn des Giswylerstockes sich abhebt. Links auf einem Vorsprung des steilen Thalabhangs zeigt ein niedriger Mauerrest die zerstörte Burg der Edeln von Rudenz an, von denen ein idealer Sprosse durch Schillers Genius verherrlicht, ein allzu wirklicher durch die Ermordung des Rudolf von Erlach, des Siegers von Laupen, gebrandmarkt ist. Das geschah freilich in jenem berüchtigten dreißigjährigen Ringgenberger Handel, wo unterwaldnerische Edelleute die mitten im Bereich der Berner Macht am Brienzersee gelegene Landschaft Ringgenberg deren von Bern unterstützten Dynasten zu entreißen sich bemühten, und die Leidenschaften natürlich hoch gestiegen sein müssen. — Die heutigen Glieder des alten Geschlechts sind unter dem bescheidenen Taufnamen Wirz in Sarnen an der Spitze der Regierung. Kurz vor den ersten Häusern von Rudenz blinkt der Gipfel des Wetterhorns — ein Beweis seiner großen Nähe — bis zur tiefliegenden Landstraße hernieder.

In Rudenz selbst beginnt die Steigung des Kaiserstuhls, und in einer kleinen Stunde ist diese Querschwelle zwischen beiden Seen überwunden, das Dörflein Kaiserstuhl, und gleich auch das Becken des Lungernsees erreicht, dessen tief grünes Gewässer in der stark eingebuchteten Mulde ruhig liegt wie ein matt geschliffener Spiegel von Smaragd. Rundum steile, oben in schmale Rücken zulaufende Berge von 7000 Fuß Höhe, von denen rechts, an der Flanke des buckligen, kahlen Gummen hin, der Fall des Dündelbachs in weißer Linie herabgleitet. Lungern selbst, ein reinliches Dorf, liegt ob dem östlichen Ende des Sees in sumpfiger Wiesenfläche. Prächtiger Tannenforst überzieht den im Süden vorliegenden niedrigen Brünigsattel. Das Ganze hat eine gewisse Melancholie auch bei hellster Sonne, tiefe Farben in grün, braun und schwarz; der kahle Rand rund um den See bezeichnet den durch die Tieferlegung im Jahr 1836 gewonnenen Landstrich, freilich ein ökonomisch kleiner Gewinn bei einem ästhetisch 'namhaften Verlust; denn wie anders muß dieser See gewirkt haben, als noch die Wälder überall dicht auf seiner Fläche ruhten! — Schon auch ist der weiche, leicht silberne Ton aus der Landschaft gewichen, den dem Sarnerbecken die zahllosen Obstbäume verleihen.

Dafür umfängt uns gleich ob Lungern der ernste moos- und farnkrauterfüllte Bergwald, aus dem die duftige Erdbeere uns entgegen lächelt. Tannen an Tannen groß und klein steigen mit uns bergan, gleich Kerzen am Weihnachtsbaum prangen im Wipfel der Weißtannen die harztropfenden Zapfen, und das schwärzliche Eichhorn schwingt sich fröhlich von Stamm zu Stamm. Nun folgt ein freundlicher Ausblick auf das hier zirkelrund erscheinende Thal von Lungern mit seinem Gewässer, grün in grün gefaßt, und bald auch auf ein links in der Tiefe hinstreichendes Thälchen mit herrlichen Buchen und mit Ahornen, welche durch den hellen Farbenton ihrer Krone weithin aus dem dunkeln Buchenlaub, am schönsten aber aus den im Contrast schwarzblau erscheinenden Tannen leuchten. Noch weiter liegen Matten mit zahlreichen Heuhütten und kleinen Erlen- und Birkengruppen uns zu Füßen, so daß ein Vegetationsbild sich bietet, wie es so mannigfaltig und frisch wohl selten gefunden wird. Endlich tauchen Berge von ganz anderm, gigantischem Maaßstab über dem Sattel auf: die Höhe ist erreicht, die gewaltige Aussicht über das Aarthal offen.

Um diesen Blick weit über Obwaldens Grenzen hinaus besser zu genießen, verlassen wir das gute, auch zu längerm

Aufenthalt einer Familie sehr geeignete Gasthaus, und steigen etwa anderthalb Stunden durch Wald und über einsame, von mächtigen Findlingsblöcken übersäete Weidestufen hinan am westlichen Berghang, an der Flanke des Gummen bis zu den Wyler „Vorsätzen“, Alphütten nahe der Tannengrenze, welche dem Vieh zur Unterkunft dienen, bevor es im hohen Sommer die obern Alpen befährt. — Hier tritt man plötzlich hinaus auf die Ecke des Berges, welcher ostwärts als Brünig und Hasliberg den Nordhang des Haslithals, westwärts als Brienzergrat die nördliche Wand des Brienzer Seebeckens bildet. Welch majestätische Weite und Höhe! Tief unten rechts der Brienzersee blendend in der Sonne mit den hundertfach eingezackten Ufern, und noch weiter, über Interlakens Thalboden, ein Stück Thunersees in duftiger Ferne, von Niesen und Stockhorn überragt.

Diese schmalen Fiorde umrahmt von schroffen Bergketten: nördlich der dunkle Brienzergrat, südlich aber, in den kühnsten und mannigfaltigsten Steigungslinien bald schief, bald senkrecht, bald eingeschweift aufragend, die mächtige Kette, deren Gipfel: Faulhorn, Schwarzhorn, Oltschiberge von breiten Schneefeldern umlagert sind. Noch höher Gestalten einer noch erhabenern Ordnung: die hier schmal

und schmächtig sich bietenden Hauptmassen, der Mönch, die Jungfrau und weitern Hörner bis zur Blümlisalp, alle in jenem matt golden schimmernden Weiß der Firnregion. Grad gegenüber aber, an des Aarthals Wende, das tief unten mit seinen Matten und seinem Strome dämmert, thronen über furchtbaren eisenschwarzen Felsenmassen der obere Rosenlaui-Gletscher und die scharfen Schneiden der Wetterhörner und des Schreckhorns. Das ist der Angelpunkt der Aussicht. Es kommen nun, dem gegen die Grimsel aufsteigenden Thale folgend, die zackigen Gräte, die sich noch einmal, ehe sie abfallen zum Grimselpaß, zu der stolzen unnahbaren tiefschwarzen Pyramide des Ritzlihorns erheben, das für diese Alpen ist was das Matterhorn für den Monte Rosa. Jenseits der Grimsel verdecken nähere Höhen im Hintergrunde der Melchseealpen das weite Triftgletschergebiet: nur Galenstock und Sustenhorn erheben sich über die Vorberge. Zu Füßen tief liegt das Waldrevier des Brünig. Ein Rauschen dringt hie und da zu dem Ohr: es ist der drüben zur Aar hinabflatternde Oltschibach. Und wem nun, wie uns, ein tobendes Hochgewitter diese Aussicht bald in schwarzen Wolkenschleiern versteckt, bald wieder grell von der Abendsonne beleuchtet enthüllt, und so Stück um Stück des Gebirgs und zuletzt das Ganze siegreich her-

vortritt, der wird wohl einen bleibenden Eindruck von der Herrlichkeit dieser Natur mit sich nehmen hinab ins Thal, hinaus in seine nüchterne Heimath. Es ist immer ein feierlicher Moment, wenn man die Voralpen mit ihren Fernsichten, die Mittelalpen mit ihren tiefen Thälern und langen Rücken durchschnitten, und endlich die Paßhöhen erreicht hat, wo uns nur noch ein Thal von den Wundern der begletscherten Hochalpen trennt, wo der Blick nach Ueberwindung so mancher Schranke endlich frei in die Gründe der Firnmeere, in die Falten und Furchen der Gipfel dringt. Wir stehen immer wieder, und sei auch Jahr für Jahr der Anblick uns beschieden, vor einer neuen, unbegriffenen, unermeßlichen Welt, und fühlen uns, welcher Geistesrichtung wir auch sonst angehören mögen, durchschauert von Ehrfurcht vor einem Willen und einer Kraft, die Solches vermocht und Solches ins Dasein gerufen hat.

Wasser, Wind und Wetter.

Und nun haben wir die Längenaxe unseres Ländchens von Grenze zu Grenze, vom Spiegel des Alpnachersees zur Brünighöhe durchmessen. Dieses fünf Stunden lange Thal zeigt uns die Natur der Nordseite der Alpen wohl in ihrer ausgepräg-

testen Reinheit. Ein Wasserreichthum, so groß, daß alle drei Thalstufen: des Vierwaldstätter-, des Sarner- und des Lungernbeckens mit Seen erfüllt sind, deren Niveaux in ungleich steigender Höhe liegen; dazwischen strömende Wasser, die sie verbinden, und strömende Wasser seitwärts von den Höhen her. Wenn aber der Vierwaldstättersee wenigstens in seiner Hauptaxe den Eindruck einer mit Wasser erfüllten Thalspalte macht, deren Bildung mit der Entstehung des Gebirgs selbst zusammenhängt, so erwecken die rundlichen, von ziemlich gleichmäßig schief ansteigenden Böschungen umschlossenen Seen von Sarnen und Lungern die Vorstellung von Becken, die allmälig durch Auswaschung und dadurch verursachtes, langsames, von unten her begonnenes Herabbröckeln der Bergwände entstanden sind und sich mit dem Ueberfluß der feuchten Niederschläge ausgefüllt haben. Die überschwängliche Feuchtigkeit dieses Geländes zeigt sich vor Allem in der ganz ausnehmend üppigen Vegetation. Die Bäume wachsen mit seltener Raschheit und Kraft empor. Wir werden in den Wäldern, besonders der Seitenthäler, hiefür nähere Belege sehen. Einstweilen mag der Hinblick auf die Obstbäume des Thalgrundes genügen. Auch auf Waldbäume erstreckt sich dies, die anderwärts knorrig sind und deren Holzfasern selten grad verlaufen, z. B. auf die Buchen.

Ich sah in der Sägemühle zur Sarnen Bretter von dreißig Fuß Länge auf drei Fuß Breite in Menge von einem weißen, fast astlosen, gradfaserigen und sehr festen Holz, das ich gar nicht erkennen konnte. Ich wurde belehrt, daß es Buchen seien. Wo finden sich noch anderwärts Buchen von solchem Wuchs? Im Jura wenigstens nicht. — Dann zeigt der Rasen eine Frische, ein tiefes goldiges Grün und eine Dichtigkeit, wie selbst nicht im Wiesenlande Schwyz, das doch nach den englischen künstlich gepflegten Wiesen als die schönste Mattenfläche gepriesen wird. Doch ist die Zusammensetzung dieser Schweizerwiesen eine ganz andere als die der sammtenen Rasen Großbritanniens. Es herrschen nämlich die Blätter verschiedener Kräuter, besonders der Doldenpflanzen mehr vor, und die eigentlichen Gräser treten, je mehr wir den Alpen uns nähern, desto sichtbarer zurück, so daß unsere Wiesen eher Kräuter= als Gräserwiesen zu nennen sind. — Und dieses Grün hält sich den Sommer hindurch auch an den schroff abfallenden Hängen und vergilbt kaum merklich auch in trockenern Jahren, während es in den größern Alpenthälern an solchen Lagen oft schon im Juni völlig verdorrt. Es fehlen eben in Obwalden größere nackte Flächen, seien es Geschiebe, seien es Felswände, welche die Hitze durch Strahlung steigern und sengend auf die

Umgebung wirken. Und der See wirkt durch reichliche Nebelbildung zur Befeuchtung des umliegenden Landes mit und wehrt den hellen Fröſten des Frühlings, ſo daß z. B. bei Sarnen und Sachſeln der Kirſchlorbeer, die Ceder und die Pfirſich in Gärten neben der Arve und der Alpenroſe gedeihen. Dabei iſt auch ſonſt das Thal climatiſch privilegirt. Der Föhn, der im benachbarten Uri und Schwyz zur Plage wird, fällt hier, von der hohen Berner Alpenkette gebrochen, nur als mäßiger Luftſtrom ein. Allerdings verdickt und erhitzt er auch hier den Luftkreis, frißt den Schnee, trocknet das Heu, und zieht endlich Regen nach ſich, aber von der Wuth des Sturms, wie er ſich in Altorf oder Brunnen geltend macht, iſt in Sarnen nichts zu ſpüren. Immerhin läßt ſich auch hier noch die beſondere Natur dieſes Windes wohl erkennen. Naht er, ſo nimmt die Landſchaft einen ſchwärzlichen Ton an; die ſanften Schattirungen ſchwinden: Alles ſcheint in gleiche Nähe gerückt. Leichte Streifen trüben den Himmel. Alsdann rücken bleigraue Wolken von Süden an, und überziehen bald den ganzen Geſichtskreis. Ein Treiben und Wogen von Süden nach Norden iſt in dieſer Wolkenmaſſe ſichtbar. Aber noch fühlt man im Thal keinen Luftſtrom. Doch allmälig dringt ein beengender, heißer Hauch auf uns ein; ſeine Richtung

ist nicht deutlich, er scheint von Oben zu kommen, die Wolkenschicht über uns scheint ihn zu uns hernieder zu drücken. Nur zeitweilig rühren sich wie in kurzem Fieberschauer die Blätter der Bäume. Gehen wir in solcher Zeit dem Ufer des Sees entlang, so bringt, wenn wir dem Rinnsal eines Bachs oder einem kleinen Querthal vorüber kommen, ein kühler, köstlich belebender Luftstrom auf uns ein, der, sobald wir wieder hinaustreten an die Ecke der Hügel, der allgemeinen Stickluft Platz macht: der Föhn ist noch nicht in die Falten des Terrains eingedrungen. Die Nacht bringt keine Kühlung. Am 15. August 1868 stand das Thermometer bis spät in die Nacht auf 24 Grad Reaumur. Kopfweh, Schlaffheit, Unruhe stellen sich ein; die Luft widersteht der Lunge; sie scheint wie gebunden, gepreßt durch den in der Höhe augenscheinlich dahin rasenden Sturm. Dabei scheint sie in höchster electrischer Erregung. Nach Sonnenuntergang beginnt zuweilen in solcher Zeit ein Wetterleuchten rings um die Gräte der Berge, ohne daß Donner zu hören ist. Das Centrum des zuckenden Lichtscheins senkt sich wohl auch tief in die uns gegenüber liegende Melchthalspalte hinunter, ohne daß dabei eine lokale Wolkenbildung, ein eigentliches Gewitter vorkommt. So kann es zwei, drei Tage währen. Dann erst dröhnt etwa mitten in der Nacht

ein starker Windstoß um das Haus und der Regen prasselt nieder, um vielleicht einige Tage anzuhalten.

Wie verschieden ist dieser Verlauf einer Föhnperiode gegen den Orkan, der in Glarus und Uri bald, nachdem er die Firnen des Segnes und des Gotthardt erreicht hat, mit furchtbarer Wucht ins Thal niederfällt und nun in dieser tiefen Rinne dahinfährt, daß die Dächer sich heben und die Bäume brechen. Ueber Obwalden geht der Föhn in großer Höhe hinweg, und erst gegen das Ende seiner Dauer erreicht ein kurzer und schwacher Stoß das Thal.

Auch die Gewitter verschonen den Thalkessel meist und entladen sich vornehmlich über den westlichen Bergen, über der Schwendi und dem zwischen dieser und dem Pilatus liegenden öden Schlierenthal. Sehr selten schlägt ein Blitz tiefer als die Capelle des Ramersbergs, deren Glocke, schon durch ihre Inschrift gegen das Wetter gefeit, während der Gewitter beständig geläutet wird. Es war etwas unerhörtes, als im August 1868 einmal dicht am Landenberg ein Blitzstrahl sich theilte und gleichzeitig in den Wald hinter, und in die Aa vor dem Hügel schlug. Desto furchtbarer rast aber das Unwetter in jenen Bergen. Noch 1866 erschien der große Tannenwald, der die nördliche First des Schwendibergs deckt, von Ferne schon sonderbar weißgrau, fast wie

ein vom Borkenkäfer zerstörter Kiefernwald Norddeutschlands. Es ist das Werk eines Hochwetters vom Sommer 1861, wo der Hagel mit solcher Gewalt fiel, daß er die Tannen auf einer Seite völlig abschälte und rundum die Aeste zerhackte, daß die meisten Bäume sofort abstanden, der Rest aber kümmerlich hinsiechte. Wenn man weiß, wie hart und zähe die Tanne des Hochgebirgs ist, und wie gewöhnlicher Hagel kaum Spuren an ihr hinterläßt, kann man sich einen Begriff machen von der Wucht solcher Niederschläge. Drei Tage lang sah man vom Thal aus diesen Bergrücken weiß, wie mit tiefem Schnee bedeckt. So lange brauchte die gefallene Eismasse, um abzuschmelzen. Kein Wunder, daß der Eindruck solcher Gewitter sich bis auf das alte Gesetzbuch Obwaldens erstreckt hat:

„Wenn und sobald sich ein groß und ungestüm Wetter „im Sommer erhebt und aufstützt, das sorglich ist, wo „man dann in unserm Lande solches sieht, und an welchem „End oder Kilchhöri, da dann das wäre, es wäre an Kilch„wychinen oder Bruttlouffenen (Kirchweihen oder Hochzeiten) „oder man sonst tanzete, da soll man angehends aufhören „und nicht mehr tanzen. Und welcher Spielmann darüber „mehr zum Tanz machen (aufspielen) würde, der ist den „Landleuten zur Buße verfallen sechs Plappert."

Und nach einer spätern Satzung ist die Buße für den Spielmann und die Tänzer gar auf fünf Pfund erhöht.

Melchthal.

Doch beginnen wir nun eine größere Wanderung seitab in die Nebenthäler und auf die Höhen. Da verdient wohl das Melchthal als das bedeutendste dieser Seitenthäler den ersten Besuch. Mit dem Thaleingang sind wir von St. Niklaus her bekannt. Wir können ihn, statt auf dem dort gewählten Wege, bequemer von Sachseln, namentlich aber von Kerns aus gewinnen, denn die weiten Alpen, die am obern Ende des Thals liegen, gehören ja sämmtlich der Kernsergemeinde, weßhalb auch ein gebahnter, wenn schon für Wagen etwas schmaler Weg bis zum Dörflein Melchthal hineinführt.

Entweder schlagen wir die schöne schattige Hauptstraße von Sarnen nach Kerns ein, oder folgen, dem Kapuzinerkloster vorbei, dem Fußweg längs der rauschenden, mit reißender Schnelle dahineilenden Melchaa. Wir überschreiten sie auf schmalem Stege da, wo sie dem untern Ende der beim Ranft beginnenden, wohl 300 Fuß eingerissenen Kluft in wilden Sätzen enteilt. Wir werfen einen Blick in diese tannenerfüllte, düstere Schlucht, aus der stets ein kühler

Hauch uns anweht, denn auch im höchsten Sommer hat das Wasser des Bergstroms hier nur 10° Reaumur. Wir steigen nun steil aufwärts, und stehen bald am Rande des weiten wellenförmigen Plateau, auf welchem Kerns, umgeben von zahllosen Gehöften, sich in einem Walde von Obstbäumen birgt. Der Rückblick auf die Schlucht, den See und den Giswylerstock bietet an dieser Ecke des Weges ein liebliches Bild.

Sanft aufsteigend, jedoch, wenn wir nicht recht früh am Tage uns aufmachten, in den Strahlen einer kräftigen Sonne erwarmend, erreichen wir in einer guten Stunde das Melchthaler Sträßchen. Wir grüßen ob uns St. Niklaus, tief unter uns die Lauren im Ranft, und ziehen durch Buchenhochwald eine fernere Stunde lang hinein ins Thal. Der anfangs tief unter uns liegende Thalgrund hebt sich immer mehr und mehr: es weitet sich ein ebener Wiesenboden, den die Melchaa, von Erlen umsäumt, munter durchfließt; eine Gruppe ärmlicher Häuser und Hütten zeigt sich, um eine Capelle geschaart. Das ist das Dörflein Melchthal. Rings hohe Berge; gerade hinter dem Dorf im Süden eine mächtige, vom Sachseler Grat abfallende Felswand, sonst überall grüne Weiden mit Wald abwechselnd, erst in großer Höhe kahle Gräte und Abstürze. Selten

liegt ein Dörflein so tief einsam, so melancholisch abgeschieden da. Auch sind die Melchthaler ziemlich vergessen und verlassen geblieben; nicht einmal in den Besitz der ihr Thal beherrschenden herrlichen Alpenreviere haben sie sich zu setzen gewußt: all diese weiten Triften gehören den Kernsern an; sie selbst mußten sich mit zerstreuten Flecken rings in den schroffen Bergen des vordern Thales begnügen.

Erst vom Dorf Melchthal an ersteht die ganze bezaubernde Schönheit des Thales. Ein sanft aufsteigendes, an drei Stunden langes Becken, vom schönsten Rasen weich bedeckt, schroffe Wände, von denen die westliche ganz nahe tritt und nackt, fast senkrecht an dreitausend Fuß emporstarrt; am Fuß der Wände sanftere Böschungen, aus dem aufgehäuften, niedergebröckelten Steinschutt der Jahrtausende entstanden. Und diese Halden in einen Mantel prachtvoller Waldung gekleidet, in welcher das Schwarz der Tannen mit dem Frühlingsgrün weitgreifender Ahorne sich mischt, ähnlich wie im hintern Lauterbrunner Thal; die Kraft der tiefen Farben, die Stille der von keiner menschlichen Wohnung unterbrochenen Wildniß, die tiefen Schatten, die einzelne mächtige Tannen auf den Wiesenteppich werfen; die hohen Steinblöcke, welche überall bleich aus den dunkeln Schatten hervorblicken; endlich der dumpf grollende Wald=

bach, der durch sein Felsenbett wirbelt: Alles stimmt ergreifend zusammen. Mit besonderer Vorliebe sucht das Auge die Ahornbäume, die diesem Theile der Alpen so eigen sind, und die so gerne über den Saum des Waldes hinaus einzeln an den steilen Abhängen stehen. Sie gleichen dann im Wuchs etwas den Kastanien der Südalpen. Der Stamm theilt sich bald in weite wagerecht auslaufende oder abwärts gebogene, schlangenartig gekrümmte Aeste. Die Rinde zeigt dunkle Flecken auf hellbraunem Grunde. Dies geschecÏte Kleid des Stammes und das glänzend smaragdgrüne, leicht ins reine Gelb übergehende, breite Laubwerk zeichnet den Baum vor Allem aus, auch wenn nicht die geflügelten Fruchttrauben herabhängen. Auf der Alp Ohr am östlichen Berghang, grad ob dem Dorf Melchthal, steht ein wahrer Riese dieser Baumart. Er ist nicht schön gewachsen, aber von charakteristischer Gestalt: schon in der Höhe von zwanzig Fuß theilt sich der ungeheure knollige Stock in mehrere Aeste, von denen drei grad auf zum Himmel streben und eine spärliche, absterbende Krone bilden, während einer, kräftiger erwachsen, sich weithin gegen den Boden neigt und gleich einer Riesenschlange windet. Als ich den Stamm 1866 maß, hatte er vier Fuß über der Erde einen Umfang von dreißig Schweizerfuß, weiter unten war er durch stark

hervortretende Ueberwallungen noch dicker. In der Nähe standen schönere, schlankere, kaum weniger alte Stämme.

Nachdem wir so an drei Stunden das längliche Becken des Melchthals durchwandert, stehen wir vor einer mächtigen Schranke, einem felsigen Wall, der steil, über 1000 Fuß hoch quer von Berg zu Berg sich hinzieht. Es ist der Brändlistalden. Kaum gibt es irgend ein größeres Seitenthal der Alpen, dessen unterer Theil von der oberen, alpinen Terrasse oder Mulde nicht durch einen solchen Riegel, eine solche Staffel geschieden wäre. Als Beispiele mögen der Lungenstutz des Maderanerthals, die Balmwand des Schächenthals, die Ochsenblanke des Linththals dienen. Und die ringsumliegenden Thäler: das kleine Melchthal, das Genthal zeigen alle die gleiche Erscheinung. Das oberste Thalgebiet hat fast überall sanfte Gehänge oder gar weit ausgebreitete Plateaux, oder eine flache, oft beträchtlich ausgeweitete Kesselform und hegt in der Regel kleine Seen; erst unterhalb des folgenden schroffen Absturzes nimmt es die Form einer langgezogenen und ausgetieften Furche an, einer Furche, in der sehr oft die Spuren mehrerer früherer Becken hintereinander zu verfolgen sind. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung muß in der Bildungsgeschichte der Thäler gesucht werden. Alles scheint darauf hinzuweisen,

daß, wie das größere Thal von Lungern und Sarnen, so auch diese kleinern Alpenthäler durch das fortwährende Nachbröckeln des Gesteins allmälig rückwärts, in der Richtung von unten nach dem Gebirgskamm hin entstanden sind. Am äußersten Hang des ursprünglichen Gebirgswalles bildete sich das unterste Becken; durch fortgesetztes Nachrollen des Trümmerwerks verlängerte sich die Furche aufwärts, bis zuletzt ein oberes Becken fertig war, und so fort bis zum Grat des Gebirgs, wo diese Beckenbildung ihr Ende fand. Im Lauf der Zeit fraß sich das Gewässer im Verein mit dem niedersinkenden Gestein durch die untern Becken und ihre sie trennenden Staffeln durch und stellte eine mehr oder minder gleichmäßige Rinne her, an welcher jedoch ein aufmerksames Auge wohl noch die Anzeichen der zerstörten Becken in einzelnen Stromschnellen und in der Gestalt der Thalwände entdecken kann.

Sehr oft nun zieren prachtvolle Wasserfälle diese, zwei Thalbecken scheidenden Abhänge. Ich erinnere nur an die Stäubi im Schächenthal und den Sandbach im Linththal. — Hier nun sehen wir mit Staunen die Melchaa fertig und friedlich, ein **Deus ex machina**, aus dem untern Theil des Brändlistalden hervortreten. Wenn wir

oben stehen am Melchsee, wird uns erst der Schlüssel zu dieser Erscheinung werden. —

Melchsee.

Also hinan, hinauf zur Höhe, wo eine neue Welt uns winkt! Doch gemach, denn anderthalbtausend Fuß rauher, felsiger Steigung nimmt man in unserm Alter nicht mehr im Sturm. Immerhin rücken wir vor; die Tannen verschwinden allgemach, eine Alpenblume um die andere zeigt sich, der kleine Bach, der seitab über die Felsen rinnt, wird mittelst einer großen Steinplatte überschritten, dicht über der Brücke klebt eine schmutzig-weiße Schneemasse im Rinnsal des Baches, der Rest einer Lawine, und unser Weg wendet sich links. Nach dem steinigen Trümmerwerk betritt mit Freuden der Fuß den feinen dichten Alpenrasen, der sich in unzähligen rundlichen Polstern ausbreitet. Noch eine halbe Stunde und ein weiter Horizont thut sich nach Osten hin auf, eine andere, schärfere, feinere Luft umweht uns belebend: wir stehen und staunen. Denn statt des beschränkten Bassins, das wir vielleicht, wie in andern Alpenthälern, erwartet, breitet sich an 3 Stunden lang eine herrliche, wellenförmige Ebene aus, in der Breite einer halben Stunde; eine längliche Hochterrasse, geschmückt mit

zwei schimmernden Seen: hier dem dunkeln Blausee, dort dem hellern, an 1000 Schritt messenden Melchsee, ein Alpenboden vom zartesten, mit braunen Tönen wechselnden Grün, sich dehnend in duftige Ferne hin. Wahrlich ein seltener, in der Schweiz wohl nicht wiederkehrender Anblick. Und all das liegt 6300 Fuß hoch über dem Meer, in der echten Alpenregion; kein Baum, kein Strauch so weit das Auge reicht, nur gedrungene Grasnarbe mit all den hunderterlei edeln Blumensternen dieser Zone gestickt. Selten kann in solcher Höhe der Blick so weit, so ungehemmt über sanfte Hügel schweifen. Auf den Weiden tummeln sich die Heerden; drei Gruppen von Sennhütten: Aa, Melchsee-Frutt und Tannen ziehen sich am Rande des Plateau hin, und 3 Capellen lassen ihre Glöcklein ertönen. Rund um den weiten Plan steigen die hehren Gebirge auf, nackte Felsen, mit Schnee vielfach bedeckt. Am mächtigsten im Osten, wo der Titlis und die Kette der Gadmenflühe mit ihren Gletschern treppenförmig abgestuft über den hier ganz ebenen Rand der Alpe hereinschauen. Im Westen sind es ganz nahe die Berge gegen das Aarthal, Lungern und Sachseln: Erzegg, Glockhaus, Faulenberg und Hochstollen. Die Scharte des Abgschütz-Passes trennt letztern von dem Grat zwischen Sarnersee und Melchthal. Im Süden stürzt das Plateau, ohne zu Gipfeln

aufzusteigen, plötzlich furchtbar tief in den Grund des Genthals ab. — Gegen Norden schließt sich dicht an den Rasen der Alpe ein Haufwerk flach abgeschnittener, aber zerklüfteter Felsen an, die „Schratten.“ Ein wundersames Gebiet, wohl 2 Geviertstunden groß. In die wie durch Gletscherwirkung abgerundeten weißen Kalkmassen sind zahllose, weithin parallele, oft auch wirr sich kreuzende Spalten eingefressen, in allen Stadien der Einfurchung, vom leisen Ritz bis zu klaffender Tiefe, in der ein schwarzer Abgrund gähnt; die Zwischenwände laufen oft so messerscharf zu, daß die Hand, welche sich daran zu halten strebt, sich verwundet; oft stehen die Spalten so dicht, daß kaum der Fuß dazwischen Platz hat. Im Ganzen bietet dieses siebartig durchlöcherte Gebiet einen gefährlichen Tummelplatz und bei Nacht mag ein Gang durch die Schratten ein Wagstück ersten Rangs sein. Aber gerade über den Spalten dieses Labyrinths blühen am schönsten bis Ende August die Alpenrosen und locken unwiderstehlich tiefer und tiefer in's wirre Trümmerfeld hinein. — Im östlichen Winkel endlich bilden wilde Hörner die Grenze gegen Engelberg hin, die bis 9000 Fuß ansteigen.

Wir sind, um die mittlere Alp, die Frutt, zu erreichen, zum See hinabgestiegen und sehen uns um nach

dessen Abfluß. da, wo das Massiv der Schratten, zu einem kaum bemerkbaren Hügel abgedacht, die Wasserfläche berührt. Ein donnerndes Brausen tönt uns entgegen wie von fallendem Wasser, und doch ist die Gegend fast eben, nirgends ein Abhang, der dem Wasser den Fall geben könnte. Behutsam treten wir nahe und das Räthsel löst sich, freilich in seltenster Weise: es stürzt sich der See senkrecht in die Erde, in einen weiten Schacht von wohl 60 Fuß Tiefe, in eine Höhle, von deren finstern Gewölben der schneeige Schaum des zerstäubenden Stromes sich herrlich abhebt. Das ist das „Stäubliloch", eine der tausend Spalten des Schrattenkalks, von der Gewalt des Wassers ausgeweitet und vertieft. Und nun durchzieht mäandrisch in unbekannter Tiefe der Bach die ganze Breite dieser Formation, um ihr an 2 Stunden unterhalb am Fuß des Brändlistaldens erst als Melchaa zu enteilen. Lieblich wiegen sich, vom Wasserstaub genährt, weiße Saxifragen und tiefgoldenes Kreuzkraut an den Klippen des Schlundes; darüber steht ein feiner, schleierartiger Dunst, in dem Mittags die Sonne einen glänzenden Regenbogen malt. —

Doch der Abend naht; rosig erglühen schon die Hörner ringsum, und wir treten ein in die gastliche Hütte der Frutt, wo die Brüder Egger von Kerns einige Betten für

ländlichen Besuch bereit haben, und wo jetzt auch Gäste aus den umliegenden Thälern, namentlich Genesende, wochenlang Alpenluft und Alpenkost zu genießen pflegen. Der Pensionspreis ist sehr bescheiden, die Verpflegung in Bezug auf Milchspeisen wahrhaft homerisch; Fleisch gibt es dreimal wöchentlich von Schafen oder Ziegen. Schon in der Frühe labt sich der Pensionär an frischer Ziegenmilch, dann frühstückt er mit Kaffee, Milch, Rahm, Butter, Birnenhonig, Bienenhonig und Käse; er speist zu Mittag und zu Nacht mit Milch- und Mehlgerichten origineller Erfindung, zwischenein darf der reichliche Abendkaffee mit Zuthat nicht fehlen. Der Käse steht zu freiem Gebrauch stets auf dem Tisch, und wem nach den leckern, aber fetten Hirtendelikatessen gelüstet, hat es nur zu sagen: der Brat-Käse, ein kleiner, sehr fetter Käse, dessen Schnittfläche über Kohlen weich geröstet wird; der geschlagene Rahm (hier „geblähete Nydeln“ genannt); das „Fusterli“, ein Gemeng von Schlagrahm und frischer Käsemasse („Bulbern“) und andere derartige, einen alpinen Magen voraussetzende, gute Dinge werden ihm nicht vorenthalten. Und auch der obligate Schluck Kirschwasser, der die schaumige Masse des Schlagrahms fällt und verdauen hilft, wird dir um billige Vergütung gerne vergönnt. — Aber am

besten mundet und bekömmt dem erhitzten, ermüdeten Wanderer das ambrosische Getränk, das der Senn mit dem etwas derben Namen „Sufi“, also Trank par excellence bezeichnet. Das ist die nach Ausschöpfung der Käsemasse im Kessel zurückbleibende Flüssigkeit, welche alle Salze der Milch in Verbindung mit dem Ueberschuß an Käsestoff enthält, der sich nicht mit dem Fett zur „Bulbern“, zum Bestandtheil der eigentlichen, fetten Käse, verbunden hat. Dieß köstliche Naß hat die Farbe und das Aroma des feinsten, mit Milch und Zucker vermischten chinesischen Thee's, ist, lauwarm genossen, auch in größter Quantität völlig unschädlich, erquickt und beruhigt in hohem Grade und wird jedem Besucher einer Sennhütte, auch dem Bettler, in beliebiger Menge geboten. Wir, die wir Kenner in diesem Fache zu sein uns rühmen, versichern, daß der Obwaldner Sufi keine andere des Jura und der Alpen auch nur das Wasser reicht.

Haben wir uns erquickt und Quartier genommen, so treten wir noch einmal in die Dämmerung hinaus. Eine große feierliche Stille ringsum, nur ferne erklingen die Heerdenglocken, und dann und wann ein dumpfes Tosen im Schooß der Berge. Die Nacht sinkt nieder, ein kalter Hauch durchzieht uns und wir suchen, ungewohnt dieser

fremden Welt, die Hütte auf. Da schlagen lang gezogene hohe Töne an unser Ohr. Vor uns auf einem Hügel steht ein Hirt, und ruft singend den Alpensegen durch einen großen hölzernen Milchtrichter („Folle“) hin über die Alpe. Seine Stimme vibrirt in seltsamem Tonfall: eine uralte Weise ergreift wundersam unser Ohr und unser Gemüth. Er ruft die Schutzheiligen des Landes an, zumal St. Wendelin, den Freund der Hirten, empfiehlt die Alpe und deren Bewohner ihrer Fürbitte und fährt dann fort:

In dieser Alp ist ein goldner Schrein,
Da sitzt die gebenedeite Jungfrau Maria drein,
Sie ist mit Gnaden übergossen,
Und die hochheilige Dreifaltigkeit ist in ihrem Herzen beschlossen. —

Ein Ave Maria endigt in langezogenem Schlußrufe den Gesang, und wir gestehen, es war schön und rührte uns, und stimmte ganz zu dem ursprünglichen einfachen Leben in der großen schönen Alpennatur.

Von Mitte Juli bis Ende August, womöglich noch länger dauert dieses Hirtenleben hier oben. An 700 Milchkühe und 70 Pferde beleben die ganze Alp, nicht gerechnet ein Heer milchloser Rinder („Gustiwaare“), Füllen, Schafe, Ziegen und Schweine. Und wohl und frei ist

es dem Hirten hier zu Muth, und man begreift, wie leer im Sommer die Dörfer sind und wie Alles, was nur einen Vorwand dazu finden kann, nach der Alpe drängt. Nur die Weiber bleiben unten und besorgen Feld und Garten; an schönen Sonntagen aber ziehen auch sie nach der Alpe zu „Dorf" (d. i. auf Besuch). Dann geht es hoch her da oben, nach der Messe wird gesungen, gekegelt, etwa auch „geschwungen" (in die Wette gerungen) bis die Trennungsstunde schlägt. Und gerne bleiben die jungen Leute, auch wenn das meiste Vieh schon zu Thal gebracht ist, so lange oben als es irgend angeht. Da kommt es denn freilich vor, daß sie haushoch eingeschneit werden (so im Herbst 1867), und daß vom Thal aus ganze Colonnen von Männern mit Schneeschaufeln die Gefangenen erlösen müssen. — Die Nahrung der Aelpler ist hier oben wie allerwärts vornehmlich Sufi und Zieger, der aus der Sufi ausgeschiedene fest gepreßte und geräucherte fettfreie Käsestoff. Daneben fehlt es an fetterer Milchkost und gelegentlichen andern Gerichten doch nicht so ganz, als Viele glauben, zumal in dieser reichen, üppigen Alp. Nur Fleisch kommt kaum vor. Dennoch ist die Ernährung dieser Leute vortrefflich, der Gesundheitszustand sehr gut, besonders seit wollene Hemden getragen werden. Die Arbeit ist eigent-

lich schwer nur für die Knechte, welche die Käse auf Rücken und Kopf ins Thal tragen müssen und welche auch die für die Dörfer erforderliche Milch, gewöhnlich in der Nacht, dahin bringen. Denn im Sommer ist fast alles Vieh auf den Alpen, und daher die Milch im Thal ein spärlicher und in Folge des mühsamen Transports von der Alpe her theurer Artikel (in Obwalden etwa 25 Centimes die Maaß, während sie auf der Alp und im Winter, wo das Vieh im Thal ist, nur die Hälfte kostet).

Es ist der Mühe werth, diese wundersame, als Rest urältester Zustände mitten im vielcultivirten Europa einzig dastehende Alpenwirthschaft näher zu betrachten. Im Hochgebirg der Schweiz, wo noch keine Industrie herrscht, zumal in dieser Gegend ist das Hirtenleben auf der Alpe die große Hauptbeschäftigung, der ausschließliche Nahrungszweig. Das ist so zu verstehen, daß die Thäler und das niedrige Gelände nur als Zuflucht für den Winter, als Wohnstätte und Nahrungsquelle für die leidige Zeit gelten, wo der eigentliche, an Umfang und Werth weitaus bedeutendere Schauplatz der Viehzucht: die Alpenweiden, unzugänglich sind. Die Alpe ist das eigentliche Revier der Viehzucht: die schmale Tiefregion nur das Hülfsgebiet. Und so wichtig und theuer ist die Alpe dem Volk, daß es seit den Zeiten der ersten

Einwanderung noch nicht gewagt hat, sie zu zerstückeln und dem Privateigenthum zu übergeben. In Obwalden gehört die Alpe nicht einzelnen Bürgern, sondern den Kirchgemeinden, und die Gemeindsgenossen haben bloß das Recht der Benutzung. Und dieses Recht wird in einer Art ausgeübt, daß daraus die Bedeutung der Alpe als einer Grundlage der Existenz dieses Volkes klar hervorgeht. Denn nicht nach Kopfzahl oder Capitalreichthum, nicht einmal nach der zufälligen Zahl der Kühe, die ein Genosse gerade besitzen mag, ist das Benutzungsrecht geregelt, sondern es gilt der alte Satz: Nur so viel Stück Vieh werden im Sommer auf der Alpe zugelassen, als den Winter über aus dem Ertrag der Thalgüter durchgebracht wurden. Der Grund dieser Regel ist nach der Ansicht aller Aelpler die gebieterische Nothwendigkeit. Denn sobald durch Zulassung fremden, gemietheten oder gekauften Viehs die Concurrenz wachgerufen und der Preis der Alpnutzung und der Alpen gesteigert würde, so wäre damit die ganze Oekonomie gestört: die Last des Grundbesitzes im Thal, welcher hohe Zinsen und viel Arbeit kostet, würde nicht mehr durch eine billige, ja fast kostenfreie Sömmerung auf der Alpe ausgeglichen, und Verarmung, Auswanderung, Untergang der auf dieser Basis der Viehzucht auferbauten Gesellschaft wären die

Folgen. Das ist der Gedankengang, der diese Bevölkerung abhält von jeder Erweiterung ihrer starren Alprechtsgrundsätze. Was in der Ebene als Quelle des Wohlstandes angepriesen wird, was mancher arme Bei- und Hintersäß auch in Obwalden als sehr zeitgemäßen Liberalismus, als hohen Fortschritt begrüßen würde: Vertheilung der Allmende oder auch nur Freigabe der Alpnutzung an alle Einwohner, das verabscheut von jeher der viehbesitzende Gemeindegenosse als höchste Gefahr für die öffentliche Wohlfahrt, so sehr, daß Gesetze erlassen wurden, die auf jede Zuwendung des Allmendsertrags an Fremde eine hohe Strafe setzten. Daß bei solchen Anschauungen auch die dem Privateigenthum überlassenen Grundstücke im Thal nur an Gemeindegenossen übertragen werden konnten, wird uns nicht befremden. Das ist der Inhalt der ältesten Satzung des Landbuchs, von 1382. Einhellig schwur damals die Gemeinde der Landleute ob dem Kernwald zu den Heiligen einen gelehrten Eid mit aufgehobenen Händen, daß weder an einen Gotteshausmann noch einen Fremden irgend ein liegendes Gut verkauft oder verpfändet werden dürfe.

Und so zieht denn jährlich der Obwaldner mit dem drunten aus dem Heu seiner Thalwiesen durchwinterten Vieh zur Alpe, und seit den ältesten Zeiten hat sich der Alpbesitz jeder

Gemeinde so regulirt, daß die Größe und Ertragsfähigkeit ihrer Alpen im ungefähren Verhältniß steht mit der Anzahl der im Thal zu winternden Viehmenge. Jede Alpe ist gestuhlt, d. h. nach der darauf zu sömmernden Anzahl von Vieh abgeschätzt, und man spricht von „Kuhschweren“ (anderwärts auch Kuheßen) oder „Füßen“, so daß vier Füße eine Kuhschwere, d. h. den einer Kuh nothwendigen Weideertrag bilden. Drei Kälber, sechs Ziegen, sechs Schafe, zwei Schweine, ein jähriges Füllen stehen einer Kuh gleich. Aber ein zweijähriges Füllen gilt schon zwei Kühen gleich, hat also 8 „Füße“, während ein dreijähriges Pferd auf 12, eine Stute mit Füllen gar auf 16 „Füßen“ einhergeht. Nach diesen Ansätzen werden nun die Alpen den Gemeindegenossen alljährlich zugetheilt, in einigen Gemeinden verloost, und wenn ein Ueberschuß von gewinterten Thieren über die Stuhlung vorhanden ist, so wird er auf alle Alpen der Gemeinde gleich vertheilt.

Es thun sich in der Regel mehrere Viehbesitzer zu einer Käsereigemeinschaft zusammen, übernehmen ein Loos und mit ihm eine Alphütte, und sennen nun frisch drauf los, um am Ende des Sommers den Ertrag nach Maaßgabe der von jedem gelieferten und sorgsam aufgezeichneten Milch zu vertheilen. Oft auch giebt es wunderliche, wenn auch immer

gut sich abwickelnde andere Abrechnungsarten. Heute käset dieser, morgen jener Alpgenosse, je nachdem einer gerade am meisten Milch liefert, behält den Käse für sich und verrechnet den übrigen Gemeinden ihre Beiträge. Der Käse Obwaldens ist fester, trockener, aber aromatischer als der Emmenthaler und geht hauptsächlich über den Gotthardt nach Tessin und Italien, wo er sehr gesucht ist. Der Käsehandel ist die ökonomische Hauptfrage im Land, und heute natürlich frei und unbeschränkt. Es war nicht immer so. Im Landbuch von 1525 erstreckt sich das Princip, daß nur eigenes selbstgehaltenes Vieh in der Oekonomie des Landes zählen soll, bis auf das Produkt, den Käse. Niemand durfte damals Käse gen Bern oder andre Orte führen, die er auf den Fürkauf gekauft hat. „Aber seine eigenen Käse mag er wohl „hinweg führen. Doch soll Einer nicht Gefahr damit brau„chen, daß er die seinen hinweg führe und dann andere in „die „hußhab“ kaufe. Und welcher ungehorsam, ist ein „Jeder kommen um zwanzig Pfund Busse.“ Schon 1635 war indeß diese Satzung veraltet. Wir stellen damit zusammen einen Artikel des Landbuchs von 1566, nach welchem Niemand gezwungen werden kann, sein Heu einem Nichtgemeindegenossen, also etwa einem fremden Gläubiger abzutreten, „als es ettwann formalen in der nod beschechen

„möchte sin, vm deswyllen mancher so liederlich gesin vnd „sich daruf vertröst, ouch mancher daruf sich gar vngelegent„lich überstelt mit vech.“ Es soll also Niemand seinen Viehstand über den Ertrag seiner eigenen Ländereien hinaus in der Erwartung vermehren, ihn mit erkauftem Heu aus andern Gemeinden zu wintern, denn das wäre ein Einbruch in jenes, die Alpnutzung auf das richtige Maaß beschränkende Prinzip. Auch ist seit 1790 durchaus verboten, Heu oder Streu außer Landes zu verkaufen: ein nothwendiges Correlat zu dieser Beschränkung.

Durch den Wechsel der Weide das Jahr hindurch entsteht eine Art von Nomadenleben. Centrum der Landwirthschaft ist die Alpe, aber nach der Jahreszeit rückt das Vieh und der ganze Betrieb höher oder tiefer an den Abhängen hinan und herunter. Schon im Mai werden die untern Bergweiden bezogen, im Juni rückt man in die mittleren Höhen hinauf. Dann stehen die Maien- oder Vorsässe leer, die Hütten geschlossen da. Und gegen Mitte Juli zieht jubelnd der ganze Troß der obersten Stufe der Hochalp oder „Wildi“ zu, um bis Anfang Septembers zu bleiben. Dann geht der Zug in gleicher Stufenfolge abwärts, wo unterdessen die Sommerregen das Gras wieder erneuert haben. Gegen den Jahresschluß hin verlängert sich

dann die Herbstweide auf den Thalwiesen so lang als nur immer möglich, und jeder Tag, welcher der theuern Stallfütterung kann abgebrochen werden, ist natürlich ein Gewinn. Aber fünf Monate dauert sie immerhin, und groß ist die Freude, wenn ein zeitiger Frühling schon im April die Kühe hinaus in die Wiesen führt.

Diesem Cyklus folgt nun der Mensch mit Leib und Seele. Wer drunten im Dorf mit Behagen des Hauses feinere Sitte getragen, wird unwillkürlich auf der Wildi droben ein anderer Mensch: der Geist des freien, einfachen Hirtenlebens kommt über ihn und fesselt ihn jährlich mehr. Und so bilden sich die eigenthümlichen Charaktere unsrer Hirtenkantone: das abgeschlossene, stolz und mißtrauisch allen Neuerungen abgewandte, und das nach innen gekehrte, für die uralten Heiligthümer der katholischen Religion und der freien Staatsverfassung glühende Wesen. — Kleinlich, oberflächlich, weltmännisch eitel und thöricht sind sie nie, diese Alpenhirten; sie haben Sinn für das Große, Hohe; es sind durchweg edel angelegte Naturen. Wie ihre äußere Gestalt sie weit über die Acker- und Industriebevölkerung des Tieflandes stellt, so ist ihnen der oft so herzlos rechnende, oft so niedrige Sinn des Ackerbauern und die Zerfahrenheit des städtisch gebildeten Menschen fremd. Aufgeklärter, strebsamer, vor-

urtheilsfreier sind freilich diese Klassen der Bevölkerung unbedingt, aber wir gestehen frei, daß uns der Geist jener Hirtenländer unendlich sympathischer anmuthet.

Erzegg.

Laßt uns nun aber in aller Frühe, ehe die Nebel sich um die höchsten Firnen legen, einen Grat des Plateaurandes ersteigen, um hinauszuschauen in die Gletscherwelt. Mit dem See stehen vielfache Bäche und Gräben in Verbindung, die sich in den Rasen hineinziehen und die Sohle des Bassins versumpfen. So entstehen torfige Stellen mit starrem, kurzem Riedgras, aus dem die silbernen runden Bälle des Alpenwollgrases erglänzen. Wo das Ried endigt, beginnt wieder die trockene Polsterform des Alpenrasens. Ein reifartiger, eisiger Thau steht in dichten, großen Perlen über den Kräutern und füllt die Kelche der immer herrlicher und frischer erscheinenden Blumen. Denn hier ist der Schnee noch nicht lange geschwunden: noch herrscht in der Vegetation die Fülle und Zartheit des Frühlings. Zwar nicht mehr des ersten Frühlings, unserer Merzflora entsprechend. Diesen treffen wir erst weiter oben, dicht um den zerfließenden Schnee. Wohl aber des Lenzes, der alle Blüthen geöffnet hat, der noch keine Spur hinschwindenden

herbstlichen Daseins zeigt. Da setzt sich denn in reinen ungemischten Farben auf sammtnem Grün der edelste Teppich zusammen; das Weiß der Alpenwucherblume, der Dryas, des zierlichen Mannsschilds sticht ab vom tiefen Purpur der Azalea, der Hauswurz; das sanftere Blau des Vergißmeinnichts wetteifert mit dem feurigen und doch so dunkeln der Gentianen; aus dem Grase blickt neben dem hellvioletten Aster das gesättigte Schwarz der „Möhrlein“ (Orchis), dem nur das durchfallende Sonnenlicht einen purpurnen Schimmer abgewinnt; es zittern im Morgenwind — eine besondere und sonst seltenere Zier gerade dieser Alpe — auf ihren schwanken Stielen Hunderte des großen, schwefelgelben Stiefmütterchens, und goldene Habichtskräuter beginnen ihre Strahlenblüthe zu öffnen. Wir durchwandern Gruppe um Gruppe von behaglich dastehenden Kühen, und auf einem Hügel sprengt uns eine Schaar von Pferden mit ihren Füllen entgegen, die hier, aller Bürde, aller Zügel entledigt, ein ganz anderes Wesen annehmen, als wenn sie drunten als Postgäule den Tag ihrer Geburt verwünschen. Munter sehen sie uns an, dann machen sie mit neckischem Ausschlagen kehrt und rennen wieder hinein in die thauschimmernde Flur.

Bei einer prächtigen Quelle, die armsdick, zwei Grad

Reaumur über Null dem Rasen entströmt, beginnt das Steigen. Wir biegen bald in eine Schlucht ein, aus der ein Bach dem Melchsee zueilt. Und alle die zahlreichen Wasser der Alpe entspringen dieser ihrer Südseite, der Schrattenkalk der Nordseite verschlingt alle Niederschläge, um sie erst an seinem Fuß unten im Melchthal von sich zu geben. — Bald verlassen wir den nassen Schiefergrund der Schlucht, und betreten eine mächtige Schneelage, welche das Bachbett aufwärts bis zum Abhang des vor uns liegenden Grates ausfüllt. Wir haben die Hochalpenzone erreicht. Rundum steiles, nacktes Schiefergehäng, in den Vertiefungen überall mit Schnee bekleidet; den schneefreien („aberen") Stellen entsprießen eben die Erstlinge der Hochalpenflor: milchweißer Steinbrech, violett und goldgelb gescheckes Löwenmaul, die hellrosa übergossenen Polster der Silene, kleine, aber um so brennender blaue Gentianen, und hier in fließendem Schneewasser selbst der Gletscherranunkel, ein sonderbarer trübröthlicher Gesell mit fetten geschlitzten Blättern, ein Fremdling aus Grönlands und Spitzbergens Einöden, wo seine eigentliche Heimath ist, deren herbes Clima er hier bereits wieder findet.

Ueber uns blaut schon der Himmel wunderbar tief und dunkel, zumal wo er sich vom stechenden Weiß der Schnee-

lager abhebt. Neben uns klappern Schiefertrümmer in die Tiefe, von den Hufen eines Rudels Schafe gelöst, die wir mit nachgeahmtem Bellen verjagen, damit sie sich nicht salzbegierig an uns drängen. Endlich, nach einem Marsch von zwei Stunden, stehen wir auf dem Grat der Erzegg, einer scharfen Schneide 7250 Fuß über dem Meer. Im Westen ragen die benachbarten felsigen Stöcke noch bedeutend höher empor; nordwärts in der Tiefe liegt die weite Alpenfläche mit dem hell, fast farblos spiegelnden See. Aber südwärts, welch grauenvolle Tiefe! Dicht an unserm Fuß und scheinbar lothrecht fällt die Wand ins Genthal ab, so daß vom Abhang selbst nichts zu sehen ist, und wir wie schwebend über dem dämmernden Schlunde hangen. Leise Nebel schieben sich aufwärts an den jenseitigen schwarzen Wänden. Und drüber, welcher Glanz und welche Glorie! Rechts, westwärts, die uns wohl bekannte, stolze Wetterhorngruppe, grade gegenüber aber das Hauptmoment der Aussicht: das ganze Gebiet des Triftgletschers, offen bis in die innersten Falten uns dargelegt. Es giebt keinen Standpunkt, auf dem dieses mächtige, in seiner runden Kesselform völlig geschlossene Firnmeer mit all seinen Gipfeln so nahe und so vollständig überblickt wird, als dieser. — Wir befinden uns genau in der Richtung seiner Haupt-

are. Wir sehen eingezwängt in die Wände des obersten Nessenthals das untere Ende der Gletscherzunge, die sich, rasch breiter werdend, zwei, drei Mal wendet, ihre Mittelmoräne allmälig abstreift und oben in ein stundenweites Becken von höchster Reinheit übergeht, aus dem zahlreich die Firnthäler nach den Gräten ansteigen. Und die Gräte selbst zacken sich aus in eine Menge bald schroffer, felsiger, bald gerundeter firngepanzerter Hörner. Alle überragt der hinterste, 12000 Fuß hohe, breite Galenstock, mit einer schimmernden Lage von Firnschnee bedeckt. Es folgen nun ostwärts die zackigen Flühe des Gadmenthals, und drüber der Stock des Titlis. Auf der obern Stufe des Genthals, welche allein unsern Blicken erreichbar ist, — in den untern Theil, 3000 Fuß unter uns, vermag ja das Auge nicht zu bringen — blinkt der Engstlensee schwach durch den aufziehenden Nebel.

Viel rascher als wir gestiegen, eilen wir abwärts zur Frutt, um mit homerischer Eßlust dem homerischen Frühstück Ehre zu erweisen. Um nun auch allseitig die Ansicht der unsere Melchsee-Ebene umgebenden Gebiete zu gewinnen, hätten wir in der wilden Kette der Ostseite emporzuklettern zum Fiekenloch, einem natürlichen Fenster der Felswand, durch welches man, gleichwie aus dem Portal

von Fouly auf die Walliser Ebene, so auf die sanft begrünte Wiesenfläche Engelbergs mit seinem Kloster und seinen Hütten niedersieht. Und um außer den Wetterhörnern, wo die Aussicht des Erzeggs nach Westen endigte, auch die daran sich reihende Jungfraukette, den Brienzer- und Thunersee zu schauen, müßten wir den über 8000 Fuß hohen Hochstollen erklimmen, sei es durch die steile Schneekehle des Weißries, sei es über den Sattel des Abgschütz.

Doch wir überlassen diese Thaten strebsamern Kräften. Sind wir ja doch, wie wir im Eingang unsrer Schilderungen freimüthig bekannt haben, dem Ehrgeiz der Gipfel abgestorben, und wenden unseres Herzens Neigung dem Wilden ab und dem Milden zu. Uns, — denn wir sind bescheidener als der Dichter — „genügt ein Freund, ein Becher Weins im Schatten", um den „berühmten Namen nach dem Tode" buhlen wir nicht. — Und wir verlieren dabei um so weniger, als schon auf dem Abgschütz, über das unser Weg nach dem Sarnersee zurückführt, die Ansicht jener ans Wetterhorn sich schließenden Centralkette der Berner Alpen uns nicht entgehen wird.

Abgschütz.

Vom Melchsee geht es sanft ansteigend zum Blausee, dann erreichen wir über quelligen Lehmboden, dem die zarte kupferfarbige Soldanelle, gemengt mit der rosigen Schneeprimel entsprießt, den Rand des Beckens, und arbeiten uns dann an rauher, trümmerbedeckter Halde empor. Hier überschauen wir nun zum letzten Mal die große Terrasse des Melchsees vollständig in der Richtung ihrer Längenaxe, und grüßen die weite große Alpenmatte, deren sanfte Wellenlinien hinfließen in duftige Fernen. Fühlbarer denn irgendwo weht Gottes Odem über dieser gesegneten Flur, hoch erhaben, weit abgeschieden von der Welt ruht sie im Frieden Seiner Hände. Sonntagsstimmung herrscht für und für, es wird uns zu Muth, als ob Chöre von Engeln ungesehen jubeln in der reinen, strahlenden Himmelsluft.

Wohl zwei Stunden steigen wir aber nun zwischen wirr umhergeworfenen Blöcken, welche hängende Gärten von rother Silene, violettem Steinbrech, weiß besternter Aretie und andern winzigen Alpenpflanzen zieren, während an den herabrieselnden Bächen die Gemswurz ihre großen gelben Blumenkörbe entwickelt. Endlich ist die Wand erstritten; ein kurzer Grat führt uns hinaus auf eine nach Westen in unbekannte Tiefen abfallende Ecke. Wir lagern

uns auf dem dichten Rasen, der auf den Gräten meist üppiger steht als anderswo, und dem hier die wolligen Sterne des Edelweiß zahlreich entragen. Mustern wir vorerst die nächste Umgebung. Zur Rechten, also nordwärts, fällt die Wand lothrecht ab in einen runden, kraterähnlichen Kessel. Nebelmassen wogen über der Tiefe, nur zuweilen durch den aufsteigenden wärmern Luftstrom zerrissen. Dann aber — ein zauberhafter Moment — taucht das Auge nieder auf einen blaugrünen, von der Sonne beschienenen Bergsee, von dem auf drei Seiten die Felswände staffelartig und gebändert aufsteigen. Kaum geschaut, schwindet wieder das magische Bild. Es ist die Alp Seefeld mit ihren zwei runden Seebecken, der wir heute noch, freilich auf Umwegen zustreben werden. Ganz dieselbe Scene bietet der Feldsee des Schwarzwaldes vom Rande der ihn einschließenden Kraterwände aus, nur daß von den schwarzen Tannen, die den Feldsee umgürten, hier auf Seefeld, das noch über 6000 Fuß hoch liegt, keine Spur sich zeigt.

Links, südwärts, steigt die jähe Schieferhalde des Hochstollen an tausend Fuß über unsern Standpunkt empor, nackt und zerbröckelt, denn in diesen Schieferbergen löst unablässig Schicht um Schicht sich ab, um am Fuß der Berge im Lauf der Zeiten die fruchtbarsten Böschungen

zu bilden. — Im Nordosten setzt sich jenseits der Abgschütz-lücke die Kette gegen das Melchthal fort. Und nun blickt über diese Lücke das Wetterhorn herrlich herein, vom dunkeln Hochstollen sich lösend, und tief, fast bis ins Thal von Rosenlaui, ist sein kühn abstürzender Fuß zu verfolgen. Coulissenartig reihen sich die Profile des Mönchs, des Eigers, der Jungfrau und des Silberhorns an. Nirgends aus solcher Ferne habe ich diese Kette so tief, bis fast in die Mulde von Grindelwald hinab gesehen; eine ganz neue überraschende Ansicht. Dann tritt die vielgipflige, schluchten-reiche Faulhornkette ein in das Bild, an welche sofort Thuner- und Brienzersee mit ihren Bergen sich reihen.

So die Höhe. Aus ihr flattert nun hocherstaunt der Blick nieder in eine Tiefe, deren Wucht durch den Gedanken wächst, daß da hinunter unser Weg führt. Es ist das oberste Kleine Melchthal, dessen Wasser in das Sarner Becken münden. Wieder, wie auf Erzegg, sehen wir die Wände nicht, aber bergetief da unten kleben Alphütten und Tannen, klein wie die Zeichen einer feinen Schrift; das Blau der Ferne schwebt über der Tiefe. Jenseits läuft die steile Kette hin, welche das Thal vom Lungernsee trennt. Doch getrost; ganz in diesen Schlund hinab müssen wir denn doch nicht. Vielmehr bildet der Abhang, nach-

dem er an tausend Fuß in einer treppenförmigen Felswand abgefallen, eine breite, zwar sehr geneigte, aber mit Rasen weich bedeckte Terrasse, dann erst stürzt er vollends in die Tiefe des Bachrinnsals ab. Unverkennbar hat der Bach in der Sohle der länglichen Thalmulde tiefer und tiefer sich eingefressen und diese Gestaltung zu Stande gebracht. — Und weiter als auf jene Weideterrasse hinabzusteigen, wird uns nicht zugemuthet. Noch einen Trunk aus dem kleinen Wasserbassin am schmelzenden Schnee uns zur Linken, dann wohlauf, die Fahrt beginnt.

Wir blicken am besten entweder hart auf unsere Füße, oder hinüber zur Jungfrau; in die Tiefe vor uns zu schauen taugt nichts und fordert den Schwindel heraus, jenes seltsame Gefühl, das wir, falls es sich bei dem lieben Nächsten anmeldet, seinem Mangel an Muth, an Gewandtheit und Selbstvertrauen, sucht es dagegen uns selbst heim, unsern vom Willen unabhängigen Nerven zuzuschreiben geneigt sind. — Der Weg geht schmal, aber gut eingeschnitten über die steilen Grasplanken, die unten auslaufen ins leere Nichts, dann wieder in einem Einschnitt der Felswand abwärts auf das nächstfolgende Rasenband. Zuletzt noch eine hohe Wand, und in nicht ganz einer Stunde stehen wir unten auf blumigem Rasen und wundern uns, wie wir

die gewaltige Fluh, die so trotzig und schroff hernieder schaut, wirklich soeben auf sehr leiblichem Wege zurücklegen konnten. In der That ist das Wagniß bei einiger Vorsicht nur ein scheinbares. Ich bin schon mit einer zahlreichen fröhlichen Gesellschaft, und dann wieder mit einem dicken, der Alpen ungewohnten Berliner Professor diese Straße gezogen, einmal als das Erdreich durch lange Regen erweicht und schlüpfrig war, und nie empfanden wir irgend welche begründete Besorgniß. Im Gegentheil, es ist ein Hochgefühl, so frei wie die Schwalbe zu schweben an meilenhoher Wand, ein Gefühl, das hier nicht wie anderwärts durch Bangen und fieberige Aufregung gestört wird. —

Seefeld und Aelggi.

Nun geht es weiter auf herrlich grüner, aber steil sich abdachender Weide, die ruhenden Heerden bleiben tief unter uns, und bald stehen wir auf einem Sattel dicht über den Seen der Seefeldalpe; wieder grüßen uns Aster und Edelweiß, die lieblichen Geschwister, und hoch über der Schlucht des vor uns in die Tiefe versinkenden Thals der helle Plan des Sarnersees mit seinen ruhigen westlichen Bergmassen. Bald auch sind die Sennhütten erreicht. Sie zeichnen sich

durch tiefsten „Brahminismus," durch besondere Unzugänglichkeit der Umgebung aus; in dem verschwenderisch ausgegossenen Element vergraben sich bis zum Rüssel die Lieblingshausthiere der homerischen Helden. Hier ward einmal vor Jahren ein fröhliches Gelage gefeiert. Es war Sonntag; geputzte Frauen und Mädchen waren bei den Sennen zu „Dorf," die auch ihrerseits sich gewaschen hatten und in weißen Hembärmeln prangten. Eine heitere Schaar rückten wir zu den heitern Menschen ein, die frische Sufi ward in den weiten, flachen Holzgefäßen vor die Hütte ins Freie getragen, und mit dem kurzen, gebogenen Holzlöffel schöpfte jeder aus der köstlichen Fluth. Fernhallendes Jauchzen, neckische Scherze ertönten, die in dieser wildfreien Natur unfehlbar aufblühende ungebundene Munterkeit gönnte sich freien Ausdruck. Ein andermal wieder saß allein ein Knecht hier oben, schläfrig, mit jenem grämlich dumpfen Zug im Gesicht, den die Einsamkeit der Alpen so leicht und so bald dem Menschen aufprägt. Lässig bot er uns Milch, und antwortete karg und langsam auf unsere Fragen. Ein starker Contrast zwischen der damals so belebten, vom Lachen und Singen vieler froher Menschen wiederhallenden, und der nun so öden, melancholischen Alpe.

Das kurze Seitenthal des Kleinen Melchthals, welches

mit dem Seefeld als seinem obersten jüngsten Becken beginnt, zeigt eine auffallende Gestaltung. Vom Rande des Seefeldbeckens fallen senkrechte Wände einige hundert Fuß ab auf einen vollkommen ebenen, kaum in der Mitte leise eingedrückten Boden von beträchtlicher Breite, aber geringer Tiefe, und von einem Sammtgrün des Rasens, das auch nicht ein trüber Fleck, nicht der kleinste Stein unterbricht. Es ist die Alp „Aelggi," das untere, ältere Becken der Thalbildung, auf dem der See eben erst abgeflossen zu sein scheint. Ein ganzes Sennendörflein schmückt diesen Plan, eine Capelle, selbst eine Kegelbahn fehlt nicht. Ein alter Hirt empfängt uns freundlich hier und erzählt mit einem gewissen Stolz, daß er nun im vierzigsten Jahr auf „Aelggi," der schönsten und freundlichsten der Sachseler Alpen sömmere. — Aber so lieblich dieser Aelggi-Teppich an sich ist, so verwegen und fast unnahbar hängt er hier zwischen den Wänden. Denn es führt der Pfad von Seefeld herab entweder ganz schmal und schroff über die Wand (den „Dossen") oder er läuft in weitem ermüdendem Umweg über die Alp Matt am östlichen Thalgehäng hin; noch viel wilder aber stürzt das Gebirg von der Aelggiterrasse ab in die untere Stufe des Kleinen Melchthals, das bis zum Ausgang in das Sarnerbecken bei Giswyl nur einen tiefen Riß bildet,

ohne die mindeste Thalsohle, kaum daß der Bach in der finstern Schlucht zwischen Felsen und Urwald unter schroffen Schutthalden („Riben") sich durchdrängt.

Nur in großer Höhe über dieser fast schauerlichen Thalspalte ziehen sich die Wege von Aelggi hinunter nach dem Thale am Abhang hin; tiefer unten ist dafür keine Möglichkeit, unberührt herrscht hier der vielfach von Lawinen und Felssturz gebrochene Wald. Nur weiter vorn ziehen kleine, aber glänzendgrüne Wiesenflecken die Blicke hinab in die Tiefe. Wie und auf welch bedenklichen Wegen sie zugänglich, bleibt uns meistens verborgen, nur die Söhne des Gebirgs vermögen hier zu mähen und das Heu zu gewinnen. Aber reizend liegen sie da unten, die freundlichen Oasen in Mitten finstern Tannwalds oder umfriedet von schattigen Ahornkronen.

Kleines Melchthal, Ostseite.

Anfangs folgt unser Weg dem Thalbach; dann aber lassen wir weislich den kühnen Gesellen allein zur Tiefe jagen, und es schlingt sich mühsam, oft schmal und knapp genug der Pfad am Gehänge hin. Der Hochwald umfängt uns, aber nicht jener geschlossene, kräftige, wo ein Baum dem andern gleicht und an Wuchs mit ihm wett-

eifert. Es ist der wilde Alpenwald, der den Kampf mit den Mächten des Gebirgs nicht ohne schweren Verlust und tiefe entstellende Wunden führt. Die Tannen hängen oft nur lose zwischen den Felsblöcken der jähen Wand; da ist eine weite Blöße, und weißgebleicht liegen die Skelette zwischen einzelnen frischaufkeimenden Schoßen; da ragt ein dichtes Massiv jüngerer Bäume auf, beschirmt von einer mächtigen, Jahrhunderte alten Weißtanne, deren Wipfel sich schirmähnlich theilt, und deren untere Aeste bereits erstorben sind und sich mit langen Bartflechten („Baumrag") bedecken. Und zwischen diesem wirr und zerhackt aufsteigenden Walde sprießt nun ein hohes und üppiges Staudenwerk empor. Mannshoch ragt der schöne Alpenlattich mit seiner Traube hellblauer Blüthen; tiefblauer und grüngelber Eisenhut, gelbe Habichtskräuter, die schwanken Gerten des Weidenröschens bilden mit der Himbeere und Vogelbeere („Wielesche") ein Dickicht, das am kräftigsten wuchert, wo vermoderte Stämme ein Humusbett bilden.

Nach einer Stunde mühsamen Ganges durch dieses Wirrsal über Bachrinnen und „Riben" wird die Halde zahmer; der Weg bessert sich mit jedem Schritt, der Wald zieht sich zurück in die Tiefe der Schlucht, und wir durchwandern geneigte Matten von einzelnen Heuhäuschen be-

lebt, und besetzt mit Gruppen herrlicher Baumgestalten. Es sind die Reste des alten nun gerodeten Waldes, Bäume, die durch ihre Größe oder ihren Standort der Axt des Aelplers bisher entgiengen. Und es sind zum Theil Hünengestalten, die wohl eine gewisse Scheu und Bewunderung rechtfertigen können.

Hier sind es Tannen, deren Stamm, 6 Fuß und darüber dick, längst nicht mehr in die Höhe fortwächst, weil der Blitz den stolzen Wipfel abgeworfen hat. Nun hat das Wachsthum auf die unteren Aeste sich gewandt, und hier mit wunderbarer Energie gewaltet. Mächtig, zwanzig, dreißig Fuß weit und weiter breiten sie sich horizontal aus, gewunden oder zackig hin und her gebogen, und auf ihnen sind — ein sonst seltenes, hier aber häufiges Vorkommen — einzelne Triebe kerzengrad, in der höchsten Regelmäßigkeit der Verzweigung, gleich Weihnachtsbäumen zwanzig, dreißig Fuß hoch aufgeschossen. An einigen besonders mächtigen Stämmen stellen sich diese Schößlinge zahlreich und reihenweise auf den Aesten ein, und das Ganze bildet einen Candelaber von kühnster, prächtigster Art.

Dort sind es Ahorne, hoch aufgeschossen, eine ovale, tiefschattige Krone wiegend, oder knorrig, mit weithin ausgreifenden und herablangenden Aesten, verwetterten Eichen

des Südens gleich. Wohl auch Ruinen einst mächtiger Bäume, nun hohl, blitzgeschwärzt, und doch mit einzelnen verschonten Aesten frischgrün zum Himmel ragend. — Am schönstn sind diese Baumgestalten, wo sie am steilen Abhang dm Weg überschatten und am freien Himmel dunkel und kräftig sich abzeichnen. Jedem scheint eine gebundene, aber mähtig empor sich ringende Persönlichkeit inne zu wohnen, und die Spuren des langen Kampfes mit Sturm und Gewitern prägen ihnen einen Charakter auf, zu dem die Seele des Menschen sympathisch theilnehmend sich neigt. — Und nirgends blühen die Blumen der Matte schöner als am Fuß dieser Riesen, zwischen den verschlungenen Wurzeln. —

So kommen wir endlich hervor aus dem einsamen Thal auf die Ecke, wo sich mit einem Mal das ganze Becken des Sarnersees in seiner Klarheit aufthut. Einen Trunk frischer Zigenmilch verschmähen wir an den ersten menschlichen Whnungen nicht. Sie wird uns aus dem runden hölzernen Napf der Sennen, dem „Muchtli", gerne gereicht. Dann geht's durch hohen Buchwald auf breitem, wohlgebahntem Weg abwärts am Hang der Sachseler Berge. Es ist eine liebliche Dämmerung, ambrosischer Schatten und mild gebochenes Licht, was diese Hallen so anziehend macht,

und nach all dem grellen Sonnenschein der Alpenregion so labend wirkt. Und über den Weg hin und nebenher hüpfen und spielen die Bäche und es gleiten reizende Ausblicke an uns vorüber: bald ein Stück See mit den Dörflein des Ufers, bald das Stanzerhorn und die Kernser Gartenterrasse, bald ferner der Rigi und der Vierwaldstätter-See. Und nun lichtet sich's ganz, bei einer überdachten Bank („Kirm"), dem Wanderer zur kurzen Ruhe bereitet; wir betreten eine weite Fläche von unsäglich feinem, zarten Wiesengrün. Solchen Rasen hat uns bis jetzt keine andere Stelle Obwaldens geboten.

Der Wald zieht ringsum dicht geschlossen eine dunkle Schranke um diese Au; die Schatten der Wipfel greifen bereits weit über die Fläche hin, doch um so goldener prangt deren äußerer Saum, der frei abfällt in das immer noch ferne Thal. Ahorne und Buchen stehen, wie tiefer unten Obstbäume, einzeln da, als Schattenspender für die heißen Mittagsstunden; unter der Wurzel einer alten Esche hervor rauscht eine Quelle, wie in der germanischen Göttersage, malerisch hebt sich aus des Planes Mitte ein Felshügel, baumgekrönt, von Hütten und „Speichern" (Heuhäuschen) umgeben. „Ob Stocken" heißt dieser reizende Platz, von dem die Aussicht ungehemmt vom Giswyler

Stock zum Stanzerhorn schweift, und der in einer guten Stunde von Sachseln aus zu erreichen ist, ein Morgen- oder Abendspaziergang, unvergeßlicher Lieblichkeit voll. —

Nun noch einmal duftiger Buchenwald, dann tritt man ein in die Gehöfte ob Ettisried; der Nußbaum wölbt sich über dem steinbeschwerten Dach der Häuser; eine Frau sitzt am Weg und läßt, des Abends genießend, sich durch die Tochter das kunstvolle Geflecht der Haare binden, was in der Woche nur einmal, gewöhnlich Samstags, geschieht. Endlich ist der Fuß des Berges erreicht; ein dichtschattiger Hain von Fruchtbäumen führt uns von Ettisried nach Sachseln, wo wir, eine köstliche Ausruh nach all den rauhen Wegen, den Kahn besteigen, und hinübergleiten nach Sarnen. In dunkelm Blau ruht das Gebirg; alle Einzelheiten schwinden. In den ebenfalls dunkelnden See beginnt der Mond einen goldenen Lichtstreif zu werfen, der bald in reines Silber übergeht. Es ist ein Moment, wo die unendliche Ruhe der Natur dem Geiste unbewußt sich mittheilt, wo gerne die Andacht aufsteigt und Gedanken einer höhern Ordnung beginnen.

Lungern-Giebel.

Wir haben nach dem Großen das Kleine Melchthal durchwandert; doch kennen wir nur dessen östliche Flanke. Vom Abgschütz schauten wir über die furchtbaren Tiefen hinüber nach der westlichen Wand, die das Thal vom Lungernsee und der Brüniggegend scheidet. In scharfer Schneide und jäher Steigung läuft sie von Nord nach Süd, von Giswyl hinan zu ihrem Eckpfeiler, dem Giebel; dann schließt sie sich, östlich einlenkend, mit einem zweiten Gipfel, dem Königsstuhl, und einem niedrigen Sattel an die Randkette das Melchseeplateau an. — Hinan denn zum Giebel, dessen Lage, direkt ob dem offenen Hasli, viel verspricht. Bei Lawinenschroten, den einsamen Hütten rauhen Namens, eine Viertelstunde vor Lungern, verlassen wir die Brünigstraße und steigen durch steile Bergmatten auf, bis wir in den Alpweg einmünden, der von Lungern nach der großen Alp Hüttstätt führt. In der Tiefe blinkt in seinem glasigen Grün der Lungernsee, jenseits die reich bewachsenen Hänge des Giswyler Stocks und der mißgeformte Gummen, durchfurcht und kahl von alten und neuen Felsstürzen. —

Wir freuen uns, endlich die Waldregion zu betreten,

denn unerbittlich steigt der übrigens breite und vielgebrauchte Weg aufwärts. Und prächtige Tannen begegnen uns. Nicht zertheilt und verkrümmt, wie die Riesen des Kleinen Melchthals, sondern ehrenfest und kerzengerade stehen sie da, wie gegossen; die Aeste halten sich kurz, stehen aber fast gleich lang nahe beisammen und bekleiden den Stamm dicht und gleichmäßig, so daß der Baum eine stolze schwarze Säule von hundert und mehr Fuß darstellt. Im Wipfel der Weißtannen stehen, mit weißem Harz übergossen, die Zapfen senkrecht auf; bei der Rothtanne beugen sie herabhängend die obersten Zweige nieder, wodurch der Wipfel spitz zuläuft. Am Boden liegen, von Eichhorn und Kreuzschnabel zernagt, die grünen Früchte in Haufen umher, zerbrochen und das fleischrothe, harzsaftige Innere zeigend. Eine dieser herrlichen Weißtannen ist mit einem Bilde des kreuztragenden Erlösers und einem alten schönen Liedervers bezeichnet. Sie mißt in Manneshöhe 19 Fuß im Umfang.

Ob dem Wald begegnen uns Aelpler im Festgewand. Sie kommen von drüben aus dem Hasli, von der Alp Kaiserstatt, wo gestern das große Schwingfest, das bedeutendste dieser Gegenden, gefeiert worden, und wo die besten Schwinger von Obwalden und Bern alljährlich sich messen. „Gaßer oder Ab Plan-Alp?“ ist die Frage, die heute

Jedem entgegenschallt, der von Kaiserstatt zurückkehrt. Es sind dies die Namen der beiden großen Rivalen. Ab Plan-Alp, der Berner, war 12 Jahre Sieger in allen Kämpfen, bis ihn 1867 endlich der Lungerer Gaßer zu Interlaken besiegt hinwarf auf den Plan. Und wenn Interlaken abgebrannt und keine First verschont worden wäre, es hätte sie nicht so gewurmt, so sagten damals die umstehenden Berner. So wenigstens lautete der Bericht aus dem Munde unseres Gewährsmanns. Um so gespannter war Alles auf den heurigen Streit. Wird Ab Plan-Alp die Scharte auswetzen? Wird der Obwaldner seine Ueberlegenheit befestigen? Doch keines von beiden geschah. Zwar fanden beide sich zum Fest ein, aber klug und friedlich Arm in Arm schauten sie dem Ringen jüngerer Kämpen zu, ohne die beginnende Eifersucht durch eine Entscheidung zu nähren.

Wir haben den Rücken des Berges erreicht; vor uns, am Rand einer weit und grün sich gegen das Kleine Melchthal hinziehenden Weidefläche liegt Hüttstätt, ein Sennthum von etwa zwanzig Hütten, über welche, wie immer und überall, ein Kreuz sich erhebt, von dem heute ein Fähnlein und ein Blumenkranz herabweht. — Vollends hinan zum Grat ist es eine kurze Strecke. Zwischen röthlichem Heidekraut blüht hier die Arnika mit ihren großen tiefgelben Strahlenblu-

men, und tausendfach zwischen weißen Immortellen das schwarze Köpfchen des „Möhrli.“ — Wir umgehen einen thurmähnlichen, senkrecht dem Grat aufgesetzten Felsen, der auf seinem schmalen Scheitel eine Rasenfläche trägt, genau so groß, um „eine Kirche und einen Friedhof darauf zu setzen,“ wie uns der Senne sagt. Und nun ist frei der Blick hinunter in die westliche Gabelung des Kleinen Melchthals, die auf Aelggi und Seefeld uns ferne lag. Es ist, im stärksten Gegensatz zu jenem wilden Terrassengebiet, ein sanft ansteigender, weiter Wiesenplan, der nur in der Mitte durch die rinnenden Wasser eingefurcht und zu einem schmalen, aber tiefen Tobel ausgefressen ist. Die Alphütten „Thal“ und „Melchthal“ liegen winzig da, uns näher auf einer etwas höhern Blanke die Alp „Krummelbach“ mit ihrer Capelle. Vor uns aber liegen in kleinen Mulden die Hütten der Bergalp, einzelne Schneelagen darüber, und der gerundete Gipfel des Giebel, mit einer kleinen Säule aus losen Steinen, einem „Steinmannli“ bezeichnet. Frisch empor noch die letzte Halde! Die Mühe wird durch die Flora versüßt. Denn es ist eine seltsam nordisch anmuthende Vegetation, die dieser Nordhang uns bietet. Trotz der großen Steilheit haften in den Vertiefungen der Felsen dicke, feuchte Polster von Torfmoos, zwischen dem in Massen

die weiße Rennthierflechte und das braune Isländische Moos wuchern. Der kleine Schnee-Enzian und ein eben so hochnordisches Habichtskraut beleben diesen düstern Teppich, die Moosbeere, die Rauschbeere Grönlands und die Zwergbärentraube haben bereits (Anfang August) ihre Beeren gereift, und die Azalea zeigt neben dem violetten Steinbrech ihre winzigen Blättchen über dem Moose. All diese Pflanzen und viele andere hier vorkommende gehören der Pflanzenwelt des Polarkreises an; und die unsrer Alpenkette ausschließlich eigenthümlichen Arten treten an dieser Stelle auffallend zurück. Es bedarf wahrlich zerstreuter großer Gentianen und der weißen Alpenwucherblume, um uns zu erinnern, daß wir nicht eine Klippe Spitzbergens, sondern den Giebel des gesegneten Hasliberges besteigen. Doch nein, es bedarf keiner botanischen Gelehrsamkeit, um uns heim zu weisen. Denn da drunten glänzt ja die Aare vom lichthellen Brienzer See bis weit über Meyringen; da liegen sie, die freundlichen Dörfer alle, es steigt in sanftem Schwung zu uns empor Wald und Wiese, Vorsässe und Hochalp mit unzähligen Hütten, und eine lustige Melodie erklingt tief unter uns. Es sind die von Kaiserstatt heimkehrenden Obwaldner Spielleute.

Und herrlich, herrlich ists in der Höhe! Da zieht einher

den Thuner= und Brienzersee entlang das hehre Gebirg, Jungfrau und Genossen, Wetter= und Schreckhorn bis zum mächtigen Pfeiler des Ritzlihorns. Wie von Erzegg die Trift, so beherrscht man hier Rosenlaui: wir tauchen hinab bis fast in den Schooß dieses Thales, sehen deutlich das Ende des heuer (1868) stark zurückgetretenen Gletschers, und folgen ihm dann, dem schuppigen zackigen Ungethüm, bis hinan zu den Gräten, an denen rein noch und frei vom Staub der Erde sein Vließ hängt. — Jede Aussicht hat ihren Angelpunkt: für den Giebel ist es die Wetterhorn=gruppe und ihre Firnen und Gletscherzungen. Noch einmal schweift das Auge über das kühne Relief von Stockhorn und Riesen zur Grimsel und zur Haube des Galenstocks; dann wendet es sich mit Theilnahme ostwärts, wo über dem Kleinen Melchthal der Schauplatz unsrer Thaten thront: die Kette des Abgschütz. Am Hochstollen beginnend, stützt sich seine bandartig geschichtete Wand, der Rest eines ganzen Felsencircus, auf die weite Terrasse der äußern Seefeldweide; der Kessel der Seen selbst ist verborgen.

Der Giebel enthält quarziges Gestein, kleine Crystalle blitzen in einem Loche, das von Cristallgräbern hier ausgehöhlt sein soll.

Hüttstätt.

Wir steigen langsam abwärts, umgehen wieder die seltsame Kuppe des Horns, und treten ein bei den Hirten der Hüttstätte. Wie überall in Obwalden, wo nicht neuernde Tendenzen gewaltet, geht die Thür in den zur Aufnahme des Viehs während der Mittagshitze oder bei Unwetter bestimmten Stallraum, wo rechts und links die Thiere stehen und mitten durch ein stark gedüngter Durchgang führt. Erst aus diesem Vorzimmer führt eine zweite Thür in das Gemach, wo der blanke Kupferkessel über dem Feuer schwebt, wo die Geräthe hängen und stehen und wo auf dem Brett ob der Feuerstelle der Zieger räuchert. Dies ist der Ort, wo die Gäste empfangen werden, wo sie auf einbeinigen Melkstühlen ihre Balancierübungen anzustellen, den Sennen Rede zu stehen und tapfer zuzulangen haben. Wir sind gerade in der richtigen Verfassung, um nach der unerläßlichen Libation mit lauer Sufi den herrlichen Schlagrahm zu kosten. Da thürmt sich vor uns die gekräuselte Masse in einem mächtigen Holznapf, ihr zart-gelbliches Milchweiß sticht lockend ab von dem schwarzgeräucherten Raum, in dem wir tafeln. Kopfschüttelnd sehen die Sennen zu, wie wir den mitgenommenen Zucker über ihre Gaben streuen. Dann tauchen und tauchen unsere Löffel und höhlen tiefe

Gruben ein in den lockern Schnee. Lange währt es, bis die Grenze des Wollens und Könnens erreicht ist, und doch ist kaum ein Drittel des Gerichts bewältigt. Bezahlung wird in der Regel nicht gefordert, eine Vergütung mit Dank und der Einladung zu fernerer Einkehr entgegen genommen. Aus dem Tafel- und Küchenraum, dem Schauplatz unserer Thaten, führt eine Thür in einen dritten Raum, den Milchkeller, der möglichst kühl, etwa im Schatten eines Felsblocks gelegen ist, und die Milch des Abends, sowie die Butter und den Käse so lange enthält, bis die Milch mit der in der Frühe gemolkenen gekäset, und bis das Milchprodukt zu Thal getragen wird.

Doch der Aufenthalt da drinnen in der Hütte ist verwöhnten Stadtmenschen nicht lange genehm. Das nahe Feuer haucht die bereits sonnverbrannten Wangen mit stechender Gluth an, und im scharfen Kien- oder Wachholderrauch, der nur theilweise dem primitiven Kamine entstreicht, beginnen unsere Augen zu thränen. Hinaus drum in die prächtig belebende Alpenluft. Auch von Hüttstätt sind gestern die Sennen in Kaiserstatt gewesen und daher noch voll Schwingergedanken. Ein stämmiger Bursch zeigt einem Knaben recht handgreiflich die Vortheile und Schliche der edlen Kunst, derweil der Hund zornig und

ängstlich kläfft, nicht weiß, ob seine Herren in Scherz oder Ernst sich zu Leibe gehen und ob es nicht seine Pflicht und Schuldigkeit ist, dazwischen zu fahren. In ruhigem Staunen drängen sich die Kühe herbei und sehen von der Höhe ihrer philosophischen Weltanschauung halb mitleidig, halb gelangweilt dem thörichten Beginnen der rastlosen Menschen zu, die selbst ihre Ruhezeit mit nutzlosem Streit, mit hastigem Treiben ausfüllen.

Das Schwinget.

Dieses Revier voll Schwingergelüsten und Schwingersagen erinnert uns daran, daß gerade in diesem Theil der Alpen diese altnationale Kunst noch am lebendigsten sich erhalten. Anderwärts geräth sie entschieden in Verfall. Und es ist nicht zu läugnen, daß sie in die Verfeinerung und Ernüchterung der modernen Sitten nicht mehr recht paßt. Vor allem ist zu sagen, daß wer ein besonders ästhetisches Kampfspiel zu schauen erwartet, sich getäuscht finden wird. Graziöser Stellungen, ritterlichen Anstandes bietet die Uebung wenig, desto mehr naturwüchsig derber Kraftentfaltung, und nur die strenge Regel und das Gemessene des Kampfes bewahrt vor dem Eindruck des Rohen, welchem das Schwingen viel leichter verfällt, als Fechtübungen mit einer Waffe irgend welcher

Art. Das Princip des Kampfes beruht darauf, aus der niedergebückten Stellung, in welcher die Schwinger sich an den Hüften, und zwar der starken, kurzen Schwinghose gepackt, den Gegner zu verdrängen und ihn auf den Rücken zu legen. Dies Ziel wird nun auf die mannigfachste Art, bald durch raschen, plötzlichen Ruck und Stoß, bald durch Windungen und Umschlingungen erstrebt. Selbst drunten in Sarnen wird im August ein Schwinget gehalten, dem — falls das Wetter günstig — wir gerne zuschauen. Auf der schönen tiefgrünen Wiese unter dem Wirthshaus zur Mühle, im Schatten prächtiger Bäume ist der Platz abgesteckt, und die Schwinger, prangend in frischen weißen Hembärmeln, ziehen Arm in Arm unter Musik heran; ein fetter Widder, der Preis des Kampfes, wird mitgeführt. Nun wird die kurze Schwinghose aus Drillich angestreift. Bis der Strauß beginnt, tummeln sich jubelnd die Buben im Kreise, der sich aus der ganzen Bevölkerung bildet. Alte Mannen, bedächtlich Tabak rauchend, eingedenk der alten lustigen Schwingtage, auch zierlich in die Landestracht gekleidete Mädchen fehlen nicht; ein Trupp städtischer Gäste mit Operngucker und Sonnenschirm hilft das Fest verschönern; wir selbst stecken die jüngst am Abgschütz erbeuteten Sträuße von Edelweiß auf den Hut. Geschäftig bie-

tet der Wirth seine Gläser herum. Und nun messen sich die Schwinger, alles junge Bursche voll Kraft und Gewandtheit, bald der schlanke, hochgewachsene, blonde Typus Obwaldens und Hasli's, dessen wahrhaft edle Haltung und kühne Gesichtszüge uns so oft schon in den Alpen erfreuten, bald der wuchtige, breite Typus des Entlibuch, mit einem Nacken, wie ihn die antike Herkulesstatue nicht derber zeigt, allerdings nicht zum Vortheil für die Grazie des Besitzers. Ein Chor alter, ausgedienter Kämpen hält mitten im Ring Wache, und mischt sich hie und da ermahnend und begütigend ein. Wer unter dreimalen zweimal den Gegner gelegt, gilt als Sieger. Aber mitten auf den Rücken muß er ihn werfen, so daß die Schultern den Boden berühren: jede andere, auch noch so gedrückte Lage genügt nicht. Darum ziehen sich auch die Schwinger so lang und dicht am Boden hin, um so fest als möglich zu wurzeln. Doch endlich reißt beiden die Geduld. Sie richten sich auf, wirbeln mit rasender Kraft in der Luft herum, kopfunter, kopfüber, und oft wirft der gewandte Kämpe den Gegner in dem Moment, wo er sich schon Sieger wähnt und der erste bereits im Fallen ist. Schnell, meist in wenigen Minuten ist der Kampf, hat er sich einmal in die Luft erhoben, entschieden, zuweilen endigt er — ein

höchst komischer Anblick — damit, daß beide Gegner im gleichen Moment platt und schallend auf Brust und Bauch zur Erde schmettern. — Jeder Schlag, jede regelwidrige Arglist ist verpönt; vor und nach dem Spiel drücken sich die Schwinger freundlich die Hände. Natürlich werden von Zeit zu Zeit einige Batzen von den Zuschauern „zum Verschwingen“ erhoben. Das Ganze ist ein Schauspiel, das leicht mißfallen könnte, wenn ihm nicht die Sitte, die allgemeine Theilnahme des Volkes und mehr noch die natürliche Freude jedes gesunden Menschen am Wettkampf rüstiger Männer etwas entschieden Anziehendes gäbe. Die Stellungen der Schwinger, das Kriechen, Wenden und Drehen, das Fassen an den Hüften: all das ist unschön und die meisten anderen Leibesübungen zeigen den Körper in weit vortheilhafterer, edlerer Haltung. Aber eben das Wilde, Urweltliche, völlig Ungekünstelte der Leistung ist in hohem Grade, zumal uns steifen, gemessenen Culturmenschen, neu und überraschend, und die Tüchtigkeit dieser jungen Männer weckt das Gefühl eines stillen Neides. Jedenfalls hat das Schwingen nichts von der nüchternen Methode und dem Schablonenthum des modernen Turnens an sich: es ist sprudelndes Leben, fern von aller Abstraktion, und gefällt als solches unbewußt.

Kleines Melchthal, Westseite.

Aber der Abend naht, und der Weg durch das Kleine Melchthal hinaus nach Giswyl, den wir uns vorgesetzt, ist weit und nicht ganz leicht. Plötzlich endigt die ebene Flur von Hüttstätt an einem Absturz, der gäh wie das spitzeste gothische Giebeldach in die durch Tannengebüsch verdeckte, unbekannte Tiefe der Melchthalschlucht einfällt. Und so gehts an drei Stunden lang in ungefähr gleicher Höhe fort, auf schmalem Pfad, und stets bleibt der Abhang gleich steil, so daß nach oben der Blick über dünn begraste Halden zum Grat der Bergkette, nach unten in schauerliche zerrissene Schuttgehänge fliegt, ohne jedoch den von finsterm Wald versteckten Grund des Thales zu erreichen. Ein Senn von Hüttstätt führt uns und tröstet uns an Stellen, deren haltlose Abschüssigkeit uns verdrießt, mit dem tief unter uns hinlaufenden andern Wege, der all die gräulichen Runsen berühre, denen wir hier oben, hoch ob ihrem Ursprung, entgehen. An sich ist unser Weg nicht schlimm, aber so schmal, daß das Auge genöthigt ist, fest auf dem Fuß zu haften; ein ermüdender und beengender Zwang. Und wo wir Schafe über uns vermuthen, da will der Hirt, daß wir rasch weiter kommen, denn die Steine, welche die harten

Hufe der Thiere losschlagen, könnten uns sonst sehr bedrohlich um die Köpfe sausen.

Aber hehr und groß ist doch diese Melchthalschlucht. Drüben, jenseits der verschwindenden Tiefe, steigen heiter und grün die Sachselergräte, Aelggi und Abgschütz auf; wir suchen an der zerrissenen Wand grad gegenüber unsern romantischen Weg von Aelggi nach Sachseln, und entdecken bald dessen breiteres Band, da wo er unterhalb der Urwaldung menschlicher zu werden beginnt. — Auch wir hier auf der Westseite treffen bald herrliche, kühne Baumgruppen. Noch wilder, noch wirrer entragen sie der Wand, als drüben, weil diese noch steiler ist als dort, und weil also die Wurzeln noch kräftiger eingreifen, die Aeste noch eifriger mithelfen müssen, das Ganze im Gleichgewicht zu halten. Ahorne sind es, Gestalten aus dem Tartarus, sich windend in endloser Gefahr und endlosem Kampf, und häufig sich innig anschmiegend an verwetterte Tannengreise, so daß aus einer Wurzel die sonst so verschiedenen Zwillinge aufzuschießen scheinen. Ganz so verschwistern sich im obersten Engadin die Arven mit den Lärchen; eines sucht am andern Schutz und Kraft. Schweren Flügelschlags erhebt sich das Waldhuhn, in grauem, und nicht wie im Winter in weißem Gewand, aus dem Dickicht, um nach kurzem Flug wieder nieder zu huschen. Selten

wird es in dieser Einöde aufgestört, und wundersam ist es zu schauen, wie seine Farbe sich der Farbe des Steingerölles also anpaßt, daß es, wenn das Thier sich ganz stille hält, auch in größter Nähe nicht möglich ist, sein gewahr zu werden.

Eine Stunde sind wir, Einer hinter dem Andern, auf dem engen Pfade gegangen. Immer noch fällt vor uns der Abhang gleich steil ab. Dennoch zeigen sich, — kaum trauen wir unseren Augen — im Schutz einer Falte des Gehängs, überragt von einem abgestorbenen phantastischen Ahorn, einige Alphütten, klein, rauchig; rundum ist der Boden etwas gerodet und geebnet, aber starrend von tiefem Schmutz. Einige Kühe klettern an der Halde herum; wie sie sich halten ohne zu gleiten, ist fast ein Räthsel. Nie sah ich ein Sennthum in wilderem, abgelegenerem Revier, in größerer Dürftigkeit, Enge und Oede; das Ganze klebt wie die Hauswurz an der Kante eines Dachs. Unten Abgründe von zwei, dreitausend Fuß. Und weit vor uns und zugleich tief unten hängt eine zweite Hüttengruppe. Nach kurzer Rast streben wir diesem längst ersehnten Punkte zu, wo der Weg sich zu erweitern verspricht. Endlich haben wir sie gewonnen, diese Hütten von Bühlischwand; der letzte „Stich“ von einer Viertelstund führte halb glei-

tend, halb schreitend über eine Weide hinunter, so jäh, daß man die Kühe dieser Region unwillkürlich bedauert.

Und nun beginnt ein breiter Fahrweg durch Tannen- und Buchenhochwald, wie er schöner und kräftiger, geschlossener und regelmäßiger gar nicht zu denken ist. Mastengleich, wie gedreht und polirt von Riesenhand, steigen dicht am Weg die Weißtannen in die Lüfte; das Auge folgt mit Freude nach all der Mühsal des Weges der reinen Linie bis hinauf zur luftigen Krone, hundert, hundertzwanzig Fuß über uns. Ueber dem Weg liegen frisch gefällte Stämme, der Borke entkleidet, in zartem Weiß und feuchtem Glanze schimmernd, der Balsamduft des Harzes erfüllt die Luft. Quellen rieseln links den Abhang hinab und verlieren sich im tiefen Buchenlaube. All die frische Poesie des Waldes enthüllt sich. Und dann treten wir endlich hinaus in die Weite, hinter uns liegt Kluft und Schlucht, vor uns der Sarnersee und Giswyls prächtige Bergwelt. Ueber steile, aber herrlich grüne Wiesen, durch Berggüter und Gärten gehts nun an tausend Fuß abwärts. Besonders zeichnet sich eine ebene, der Berghalde entspringende Terrasse durch prächtigen Mattengrund, die ersten hohen Obstbäume und schmucke Häuser aus, und auch durch den alten kernhaften Namen der „Bärfalle", der an den nun verjagten Herrn des Waldes erinnert,

ebenso wie dort drüben, hoch über Giswyls Großtheil an der Entlibuchgrenze der felsige Stock des „Bärenthurms.“

Und nun ade, du enges, wildes Thal, von der Kleinen Melchaa durchrauscht. So selten auch ein Wanderer dich durchzieht, so weltvergessen auch deine Wipfel ragen und deine Gründe dunkeln: du bist doch schön in all deiner Wildheit und Einsamkeit, und stellst die Alpenwelt in ihrer vollen, rauhen Reinheit dar.

Sachseler Grat.

Wir haben nun den Lauf der beiden Melchaa und links und rechts die Berge durchmustert. Um aber einigermaßen vollständig das Gebiet Obwaldens östlich vom Sarnersee zu kennen, bleibt uns noch übrig der Sachseler Grat, die Kette, welche die östliche Wand des Seebeckens bildet. Steigen wir frisch vom Flühli den Abhang hinan, mit welchem der Sachselergrat sich zur Ranftschlucht absenkt. Es ist ein stetes, also ermüdendes Steigen, in gleicher sehr beträchtlicher Neigung. Der Buchenwald weicht bald den Tannen und diese den Alpenweiden, die zu den messerscharfen Gräten anlaufen. Schon von Sarnen aus haben uns die vielen Falten und Mulden, welche diese Gräte bilden, lebhaft angezogen. In der That besteht der Reiz

der Wanderung in dem Wechsel der Terrainbildung, aus einer Mulde steigt man über eine schroffe Kante hinüber in die andere und so fort von Becken zu Becken über die ganze Länge des Grats hin, bis wir im Klyster dessen Ende, den Abfall ins Kleine Melchthal erreichen.

Und in jeder dieser Mulden liegt eine grüne sammtene Hochalp, eine „Wildi" der Sachseler mit Hütten und Kreuzen, jede ist umgeben von den hochgeschwungenen Wänden des Grats, jede bewässert von einem eiskalten Bach, der einer im obersten Theil des Kessels ruhenden und lang andauernden Schneeschicht entspringt; jede wimmelt von Kühen und bietet dir Labung dar; jede auch fällt ab in eine gewaltige Schlucht, die erst drunten am See sich in sanfte Hügel öffnet.

Wir haben die nördliche Ecke des Grats erreicht. Da drunten in ferner Tiefe liegt das Dörflein Melchthal in seiner grünen Einsamkeit, winzig wie ein Werk der Ameisen. Jenseits schiebt sich die blinkende Stahlhaube des Titlis über die Berge des Widderfeld und des Juchli empor. Wir folgen dem Grat, und freuen uns, wie frei und kühn es rechts und links hinabgeht in die Gründe. Bald aber wird es der luftigen Wanderung genug, der Pfad ist schmal und zögernd betreten wir den Abhang. Denn stets ist es eine

Entsagung, den Grat verlassen zu müssen, wo man das weite All ringsum so ganz beherrscht, wo man sie endlich unter sich fühlt, die starre, schwere Masse, die uns stundenlang an ihrem Fuß und ihrer Flanke zu kriechen zwang. So lange wir auf dem Grat hinschreiten, fühlen wir ahnend, wie es dem Adler zu Muth ist im hehren Aether, und eine Anwandlung von stolzer, trotziger Freude schwellt das Herz. Der Abhang ist steil, sehr steil, aber leicht zu begehen, denn wir treffen hier wieder eines der merkwürdigen Hochmoore, die wir schon am Lungern-Giebel studirt, und die in so geneigter Fläche ganz räthselhaft erscheinen. Die Anfänge bilden sich durch stagnirendes Wasser in kleinen Furchen und Höhlungen des Gesteins; ist einmal das alpine Strauchwerk höher gewachsen, so haben die Torfmoose einen Anhalt und füllen die Lücken mit Polstern aus, die zwei, drei Fuß hoch aufschwellen und immer stärker das herabfallende Wasser binden. Solche Stellen liebt dann vor allen die rostfarbige Alpenrose, die herrliche Oreade dieser Höhen. —

Bevor wir die erste unter uns liegende Alpenmulde erreichen, verschafft der wegesunkundige Führer uns das Vergnügen einer Irrfahrt in den „Dossen" (Felswänden). Denn eine Stufenfolge treppenförmiger Bänder umgiebt den Boden des Hochthals, in welchem die Alpe liegt. Pfad-

los gerathen wir hinaus auf eine der schmalen und immer schmaler werdenden Terrassen („Heuzüge“), die mit herrlichem hochwallendem Rasen prangen. Denn nirgends ist die Alpenflor reicher als an diesen, dem Weidgang nicht erreichbaren, zwischen Felswänden sich bergenden Orten. Da glühen die Blumen so frisch, die Kräuter ragen in üppiger Fülle bis zum Knie und man begreift, warum die Thiere so gerne in diese gefährlichen Bänder sich versteigen. Und reizend wiegt sich hier der edle Apollo auf dem brennenden Hochgelb des Kreuzkrauts oder dem Purpur der Alpenflockblume. Aber sobald der schöne hängende Garten der Semiramis zu Ende, so folgt wohl oder übel eine Kletterpartie über das nun folgende senkrechte Felsenband, und das wiederholt sich mehrmals, und dabei ist zu wissen, daß es oft nur an einer einzigen Stelle überhaupt möglich, hinab sich zu stehlen, so daß an suchendem Hin- und Herlaufen kein Mangel ist. Bei Sonnenschein, wie wir ihn haben, geht die Sache ganz wohl, wenn wir hübsch langsam vorangehen und nicht in blinden Eifer gerathen. Anders ists freilich, wenn der tückische Asmodi, der Nebel uns umspannt. Ich bin auch einmal im Nebel über den ganzen Sachseler Grat gezogen, aber damals warst du dabei, alter Veteran von Ettisried, ein Greis von siebenzig Jahren, gedienter Soldat

des Re Bomba zu Neapel und alsdann friedlicher Landjäger in Obwaldens polizeientwöhntester Gemeinde. Das war fast ein Wunder und jedenfalls eine hohe Kunst, wie uns der Mann über all die unmerklichen Pfade hinführte, über Wände und Gräte hinweg, die bei hellster Sonne uns labyrinthisch anmuthen, in einem Nebel, so dicht, daß der Hintermann den Vordermann nur als Schatten unterschied, und daß kaum der Boden unter den Füßen, geschweige denn die Richtung des Wegs zu erkennen war. Und dabei war der Mann seiner Sache so gewiß und machte so wenig Aufhebens, daß man sah: es war Instinkt bei ihm geworden.

Astel. Mettenthal.

Doch wir nahen endlich auf wiedergewonnenem Pfad der ersten Mulde mit der Alp Bühlen, wir streichen dann unter dem großen, dem Abhang entragenden Felserker des „Stuckli" hin, übersteigen einen Kamm, und stehen im zweiten Alpenbecken, im „Astel". Eine ärmliche Wirthschaft von wenigen Kühen und Ziegen, und ein treuherziger alter, aber mitleidenswerth schmutziger Senn. Wir können uns nicht seiner so freundlich gebotenen Gastfreundschaft entziehen, und dürfen einen Löffel Susi nicht abschlagen.

Kälblein, berichtet er uns, habe er jedoch dermalen keine abzugeben. Der Gute hält uns für Metzger. Wer sollte auch, nach dem Gedankengang eines Astler Hirten, hier hinauf sich versteigen in diese steinige Mulde, wenn nicht höchstens ein nach frischem Fleisch lüsterner Schlächter? Denn für die Spaziergänger liegt ja nebenan das reiche fette Mettenthal, wo Milch und Honig fleußt. Also hin über die schroffe Kante südwärts, an der ein zwar schmaler, aber tief eingeschnittener Weg hinführt. Am schroffsten Hang können wir der Versuchung nicht entgehen, ein wenig zu klettern nach den hier in reizendster Fülle den Fels bekleidenden Alpenrosen. Es ist die zarte, gewimperte Art, deren Sträucher sich so fein verzweigen und flach ausbreiten, deren Laub so fröhlich grün, und deren Blumen so lachend morgenroth, so zart und weit offen dem Blau des Alpenhimmels entgegenblicken. Und nun liegt am Ausgang einer dritten, ausgedehnteren Mulde vom schönsten Grün die Hüttengruppe von „Mettenthal", und wir begrüßen den uns bekannten Sennen in der untersten Hütte. Das ist ein prächtiger Mann, von der kräftigen, würdigen Schönheit, die in Obwalden nicht selten ist. Der rothe Vollbart umschließt das lange Kinn; die Nase springt kühn vor, und auf der hohen Stirn ruht ein

gewinnender und selbstbewußter Ausdruck. Die Hütte ist äußerst sauber, trefflich eingerichtet, ein bequemer Tisch ist an der Wand befestigt. Herrliches Wasser von vier Grad Reaumur über Eis fließt dicht vorbei. Aber unsre Wünsche stehen nach höhern Dingen. Kaum sind sie geäußert, so klatscht der Besen im dicken Rahm und die alpine Ambrosia thürmt sich vor uns verlockend auf. Von hier, von der Hauptalp des Sachselerbergs, führt nun ein Weg hinab nach Sachseln, dem jedenfalls nicht der Vorwurf allzuweiter Umschweife zu machen ist. Denn in zahllosen Zickzacken geht er, stets auf der Kante des Bergsporns, jählings und reißend ab.

Gleich unter dem reichen Mettenthal ist eine herrliche Stelle. Der Bach hüpft zwischen Steinen und Moosgärten abwärts, die von den weißen Sternen des nordischen Steinbrechs erhellt sind. Knorrige Tannen erscheinen. Was aber schimmert denn da so wunderbar leuchtend, in tiefem Roth wie glimmende Brände, nur sanfter, reiner? Wir durchschneiden einen ganzen Gürtel von Alpenrosen. Es ist die stämmige, hochaufgeschossene, derbere Art mit röthlichen Aesten und rostfarbnem Anhauch der dunkeln, fast schwärzlichen Lederblätter. Aber von diesem dunkeln Blattwerk stechen die dichten Bälle der Blumen unvergleichlich ab. Sie sind von tieferm Roth als die der

wimperhaarigen Schwester, die Büschel sind gedrängter, reichblüthiger, die ganze Pflanze ist stärker, höher, gleicht fast einem immergrünen Strauch der Mittelmeerzone, und mahnt schon mehr an die großen Rhododendren des Orients als die zartere, gewimperte Art. — Nichts kommt der Pracht und dem Reichthum des Anblicks gleich, wenn, wie hier, die Sträucher gedrängt, bis zu vier Fuß hoch eine weite Gruppe bilden. Pflücken, auch noch so massenhaft, befriedigt nicht: man möchte das ganze edle Bild zur Tiefe mit sich nehmen; die dunkeln Tannen, den tiefbraunen, moorigen Grund, und mitten drin den Glanz und die Schönheit der Blumen, den köstlichen Harzduft der ganzen Pflanze. Doch das ist uns nicht beschieden: noch ein Blick und dahin ist das berauschende, wunderbare Bild. Es ist seltsam: die meisten, auch noch so zierlichen Alpenblumen mahnen uns doch nur an verkürzte, concentrirte Blumen der Ebene: sie sind in ihren Formen, ihn ihrem Bau nahe mit ihnen verwandt, wenn auch die Farbe in höherm Tone prangt. Nicht so die Alpenrose. Ihre Form ist der Ebenenflora durchaus fremd, sie steht zwischen all den nordischen Formen da als ein Gebild aus Himmelshöhen, hat einen durchaus südlichen Charakter, und scheint ein Bote aus einer andern Welt, vielleicht ein glücklich bis in unsere Tage durchge-

retteter Zeuge eines frühern Weltalters, wo eine Flora höhern Schwungs unsere Zone belebte. Und doch ist sie wieder das echte Kind unserer Alpenwelt, die ja mit Glanz und Farbenreichthum so überschwenglich bedacht ist.

Genug: er ist ein schönes, holdes Räthsel, der Rosenbaum unserer Berge, und es ist ganz in der Ordnung, daß er sich nicht so leicht verpflanzen läßt, daß man da hinaufkommen muß, wenn man sein froh werden will, hinauf, wo er in seiner Heimath, in der dazu stimmenden Umgebung sich bieten kann.

Nun aber geht's hinab, hinab. Rastlos wird die Tannenregion, dann die Buchenregion durcheilt. Auf steilen Wiesen zeichnen sich die Schlingen des Weges weiß ab. Wir durchwandern sie mit dem Auge, lange bevor der müde Fuß, das zitternde Knie sie kostet. Ein einsames Haus, die „Maus", ist der einzige Rastort an dieser langen Halde. Aus der feinen Alpenluft kommen wir in die schwüle Wärme der Tiefe, und sind froh, endlich in Sachselns nußbaumumschattetem Weichbild zu ruhen. Daß der Blick auf dem ganzen Weg frei über das wohlbekannte Sarner Becken streift, versteht sich.

Brandegg und Kyster.

Wenn wir nun aber, statt über die „Maus“ zu Thale zu fahren, etwa im gastlichen Mettenthal übernachten — und das kann recht bequem geschehen — so können wir in der Morgenfrühe den Hintergrund des Kessels gewinnen, an dessen Ausgang die Hütten liegen. Da breitet sich eine dicke Schneemasse aus, die von den ringsum wandartig aufstrebenden Böschungen des Amphitheaters herabgerollt ist und sich da angesammelt hat. Am Rande der schmutzig weißen „Gwächte“, auf dem durchnäßten Lehm erheben sich bereits die hervorgekeimten, aber noch glatt an die Erde gepreßten Gräser und wandeln ihr mattes Gelb in Grün; die Solbanellen erscheinen in dichten Schaaren und streuen ihre nickenden wunderzarten Glöcklein umher, die weißen Knospen des Alpen-Safrans brechen blendend aus dem braunen, schlammigen Grund hervor, eine Frühlingsahnung von hinreißendem Zauber. Und nun an der feuchten Lehne aufwärts. Welcher Garten! Schon seit einer Woche hat hier die Sonne den Schnee verjagt, und der volle Lenz ist eingekehrt. Da prangen die Anemonen in breiter, üppiger Pracht: die alpine, die sich auf einem Kragen fein geschlitzter Blätter wiegt und deren schneeiger Kelch außen in einem eigenen Reflex von kaltem Indigo spielt. Dann

die narzißenblüthige, die einer Dolde rosig angehauchter Apfelblüthen so täuschend ähnlich sieht. Daneben entragen dem quelligen Erdreich die milchweißen Fettkräuter, die so frisch von der saftigen, stets mit dichten Thauperlen besetzten Blattrosette sich abheben. Und oben auf dem Grat grüßen uns schon einige Hochalpenformen: die zierliche Azalea und die rothe, niedrige Primel der Melchseeberge.

Zugleich auch thut sich hier, auf dem Gipfelpunkt des ganzen Sachselergrats (Brandegg 7030 Fuß), die Aussicht mächtig auf über alle Melchthal- und Melchseeberge, und hinunter in den an 4000 Fuß senkrecht abfallenden Arnikessel und das Melchthal selbst. Und nun geht's abwärts, am südlichen Abfall des Grats gegen das Kleine Melchthal hin; wir streifen die Tannengrenze, streifen eine Zone herrlichster Alpenrosen, und stehen im „Klyster", einer Hüttengruppe mit niedriger Kapelle.

Eine eigene Scene empfängt uns. Auf dem Boden liegt ein Rind, von mehrern Männern niedergehalten, und ein Thierarzt sondirt eine tiefe, eiternde Wunde am Huf des stumm und angstvoll um sich blickenden Patienten.

Jenseits des Grates am Abhang gegen das Melchthal liegt ein Sennthum gleichen Namens, berühmt durch Niklaus von der Flüe, dessen Eigenthum jenes Melchthalklyster

gewesen und dessen Zufluchtsort unmittelbar vor seiner schließlichen Ansiedlung im Ranft. Unter einer Tanne soll er hier auf der einsamen Alpe gehaust und schweren Kampf mit sich selbst gekämpft haben, der mit dem gewaltsamen Entschluß endigte, hinaus ins Weite zu ziehen und nicht zu rasten, bis er die Ruhe erjagt habe, die damals ihn floh. So kam er bis in die Gegend von Lausen in der Landschaft Basel. Hier traf er am Wege einen ehrwürdigen Alten, schüttete ihm sein Herz aus, und erhielt von ihm die Belehrung, daß nicht durch eigenwillige Entsagung und Flucht vor sich selber, sondern durch demüthige Einkehr und gottergebenes Ausharren die köstliche Perle erworben werde. Getröstet und befestigt sei nun der Bruder heimgekehrt, und habe am Fuße seines heimathlichen Hügels im Ranft sich beschieden. So die Legende. — Eine lange Felsentreppe soll von der Höhe des Grats herniederführen zu dem Klyster des Bruders Klaus. — Vom Sachseler Klyster aber führt über eine steile, reich begraste Halde der Weg hinab in den uns so wohl bekannten Alpweg, der durch das Kleine Melchthal die „Wildenen" Sachselns mit der Dorfschaft verbindet.

Und nun sind wir fertig mit dem östlichen Theile unseres Ländchens. Fertig? Nein; denn welcher Wanderer, welche

Jeder ist im Stande, all die verborgenen Schätze sonder Zahl zu suchen und zu beschreiben, die in den tausend Falten eines, wenn auch noch so kleinen Gebirgsstocks unserer Alpen sich bergen? Und ließen wir nicht das ganze große Engelberger Gebiet, mit seinem uralten stets aus der Asche wiedererstandenen Kloster, seinen weiten Alpen, seinen eisgepanzerten Höhen um Titlis und Urirothstock liegen, und erstiegen nicht einmal Storegg oder Juchli, um hinüberzuspähen in dieses, vom übrigen Obwalden zwar so scharf geschiedene, aber seit dem Anfang des Jahrhunderts politisch mit ihm verbundene Thal? Zwar sind wir nicht fremd dort drüben im Lande des Krummstabs; das wir vom Grafenort bis zur Höhe des Hasli-Jochs und der Sureneneck, ja bis zum Gipfel des Urirothstocks durchzogen haben. Aber wo würden wir enden, wenn wir uns der Centrifugalkraft der Wanderlust rückhaltlos überlassen wollten? Das Sarner-Becken ist diesmal unser Gebiet, dem wir treu bleiben wollen, um so mehr, als drüben in Engelberg bereits der Wellenschlag der europäischen Reisewelt rauscht.

Giswyler-Stock. Sakramentswald.

Wenden wir uns also zur Westseite, und beginnen gleich mit dem schönsten, erhabensten Theil: dem Giswyler-Stock.

Auf welcher Seite wir den ruhenden Löwen angreifen: überall ist die Ausbeute gleich lohnend. — Steigen wir heute gleich hinter Giswyl durch schöne Berggüter hinan zum Wald, welcher die aus dem Kessel des Bergstocks herabsteigende Rinne ausgefüllt und die Flanken rechts und links überkleidet. Der Buchenwald weicht bald den Tannen; die Stechpalmen, die ein Unterholz von oft 15 Fuß Höhe bilden, bleiben zurück, der Abhang wird steiler und Alles nimmt einen düstern, riesenhaften Charakter an. Wir stehen im innersten Waldes-Heiligthum Obwaldens: im Sakramentswald. Nirgends noch, auch im Kleinen Melchthal nicht, ist uns der Forst in so großem, feierlichem Styl entgegengetreten. Die Bäume stehen da, nicht sehr dicht, aber in ernster Riesengröße; tiefer, kühler Schatten liegt auf dem Grund, obwohl die Stämme bis weit empor meist kahl sind, die dichten Kronen lassen keinen ungebrochenen Lichtstrahl durch. Dem feuchten Boden entkeimt ein reicher Teppich von Huflattig, dessen zartes Grün das Dunkel etwas erhellt. Modernde Stämme liegen, hangen, stehen überall; auf den Haufen zerfallender Holzerde recken sich

junge Stämme fröhlich empor. Sieh' dort die frische Tanne von einem Fuß Durchmesser. Sie scheint rittlings auf einem zehn Fuß hohen gelblichen Felshügel zu sitzen. Die Wurzeln laufen rundum an den Seiten des Blocks hinab. Aber tritt nur näher und du gewahrst, daß der Hügel nichts ist als die poröse Holzmasse eines gewaltigen, längst erstorbenen Baumstumpfs, auf dem die Tanne gekeimt und erwachsen ist. Wenn der letzte Rest zerfallen, so wird sie dastehen auf einem Gerüst freier überirdischer Wurzeln. Und dort an einer Tanne von 19 Fuß Umfang vorbei führt der Pfad schmal, wie eingeschnitten, durch eine Pforte hindurch. Es ist ein Riesenstamm, der quer über den Weg gefallen, und aus dem man in der Breite des Weges ein Stück herausgesägt hat, um Durchpaß zu gewinnen. Rechts und links ragt die rundliche Holzwand, der Querschnitt des Stammes, mannshoch empor. Solcher Urwaldsbilder finden sich hier noch manche, und sie machen mitten im ausgebeuteten, von Dampf und Axt durchpflügten Europa einen wundersamen Eindruck. Ist ja doch hier auf diesem Punkte noch die Landschaft erhalten, die in ganz gleicher Gestalt dereinst lang vor der Einwanderung unseres Menschenstammes den Aurochsen, den Bären, den Riesenhirsch beherbergte; ein Stück alten ungebrochenen Naturlebens, wilder Herrlichkeit voll.

Aber wie lange noch wird es bestehen? So lange, bis es der Gemeinde drunten einfällt, einen Weg, eine Holzleitung anzulegen. Dann ist für immer diese Poesie des Sakraments-Waldes dahin. Und schon ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Schon ist den Giswylern für die Waldstrecke in der Ebene drunten längs des Lauebaches eine Million geboten. Werden sie dieser Versuchung widerstehn, oder werden sie nicht vielmehr nach dem Wald in der Ebene auch dem Forst am Berg ans Leben gehen? Es bestehen wohl auch für die einzelnen Genossenschaften („Theilsamen") Obwaldens Verordnungen über die Benutzung der Waldung. Aber diese Genossenschaften sind durchaus souverän und können kahl schlagen soviel sie wollen. Es ist einer Reihe zufälliger Umstände zuzuschreiben, daß Obwalden dennoch seine Waldungen so gut erhalten hat. Das Gesetz hat hieran keinen Theil.

Denn an eine allgemeine, auf den neuen Grundsätzen der Waldwirthschaft und der Staatshoheit über alle Corporations- und Privatwälder beruhende Forstgesetzgebung war bis jetzt in den Urkantonen nicht zu denken. Die Genossenschaften waren viel zu eifersüchtig auf ihre uralten Rechte, und die einzelnen Bürger viel zu erpicht auf ihre weitgehenden Nutzungen, um sich hierin für das

allgemeine Wohl selbst zu beschränken. Die direkten Vortheile, deren Opfer man verlangte, überwogen die großen, aber ferner liegenden und dem Einzelnen weniger fühlbaren Rücksichten auf Clima, Schutz vor Hochwasser, Erhaltung des Holzreichthums für die Nachwelt, und ein vorgeschlagenes Forstgesetz nach dem andern ward verworfen, ward — wie der technische Ausdruck lautet — „den Bach ab geschickt." Allerdings, wenn nicht das Gesetz, sondern wenn Feld und Haus, Hab und Gut, wenn Vieh und Menschen selbst in Folge der sinnlosen Kahlschläge in unsern Alpen mit den Wellen des brausenden Wildbachs zu Thal gehen, wie das im Herbst 1868 im nahen Uri und Tessin geschah, so wird hoffentlich auch Obwaldens Landsgemeinde nicht länger das Ohr der dringenden Mahnung verschließen.

Wie die Alpe, so ist auch der Wald in Obwalden größtentheils Eigenthum der Gemeinde geblieben. Die Genossen ziehen meist genau fixirte Beträge an Brennholz, und die Gutsbesitzer das nöthige Holzwerk zu den Einfriedigungen der Grundstücke, welche für das gesammte Land eine ungeheure Holzmasse darstellen, die durch lebendige Zäune und Steinmauern größtentheils erspart würde. Selbst die Fußsteige und Wege durch die Matten sind auf beiden Seiten mit Stecken, zuweilen mit starken Pflöcken

dicht eingehagt. Hie und da, so in Lungern, kann sich jeder Bürger nach Belieben mit dürrem Brennholz bedienen, und darf noch dazu 5 frische Stämme schlagen, jedoch nur zum Brennen. Das Bauholz wird den Genossen je nach Bedürfniß zugewiesen, und dabei je nach dem Stand der Waldungen knapper oder freier verfahren. Als schützende Maaßregel verhängen hie und da die Gemeinden den Bann über gefährdete einzelne Waldungen, den wir auch als Schutzmittel gegen Lawinen aus unserm Schiller kennen.

Mag man nun auch heute von Staatswegen für den Wald thun was man irgend vermag: die Zeiten des alten Landbuchs, wo das Gesetz gegen die den Menschen bedrohende Menge des Raubwilds durch hohe Schußprämien wirken mußte, werden nicht mehr wiederkehren. — Der alte Text von 1525 verheißt vom erlegten Wolf dreißig, vom Bären zwanzig Pfund, vom Zindler (Geyer) und Luchs sechs Plappart. Später wurde das Schußgeld des Wolfs auf vierzig, des Bären auf dreißig Pfund, des Luchs, Zindler oder „Gyren" auf 20 Plappart erhöht. — Vom Jahr 1635 an trug der Wolf noch 30 Gulden, der Bär 15 Gulden, der Luchs 2 Gulden, Zindler oder Geyer 20 Schilling ein; auch der Hühnerdieb wurde mit 6, die Krähe mit 2, und die Elster (Aegerste) mit 2 Schilling taxirt;

„worby aber allein gefluckte Vögel verstanden sein sollen.“ — Erst 1837 wurden diese „Lueder“ abgeschafft, mit Ausnahme außerordentlicher Fälle, und zweier Gulden für den Luchs. — Aber vor 1525 muß zuweilen der Wolf, freilich mehr der aus der Fremde hereinschweifende, als der einheimische, das ganze Land in Aufregung gesetzt haben. Wir lesen im Landbuch folgende hübsche Stelle:

„Wir haben auch aufgesetzt von der Wölfen wegen, so „die in unser Land kommen und man über sie stürmt, wer „dann der ist über 14 Jahre alt und den Sturm hört, er „sei Landmann oder Hintersäß, der soll zu laufen und ziehen. „Und wer das nicht thut, der ist denen verfallen und kom„men um 6 Plappart, die also jagen oder gejagt haben, so „oft das geschieht. Und soll ein Weibel bei Jedem das „einziehen, wenn es ihm verleidet wird und so er es selbst „weiß, und die, welche dann gejagt haben oder jagen „wollten, sollen das „fannen“ und mit einander vertrinken.

„Dabei haben wir auch gemacht, daß eine große Kilch„höri soll zwei Wolfgruben machen und eine kleine Grube, „und soll Niemand kein Vieh, welcherlei es sei, lassen den „Wölfen zukommen, es sei begraben oder nicht. Und wenn „es neue Spur ist, so die Wölfe im Land sind, so soll „Jeder, der Hunde hat, so das verkündet wird, sie brinnen

„halten zu Nacht und den Tag. Wer das übersähe und „es nicht hielte, der ist gekommen um 6 Plappart, so oft „das geschähe.“

Kehren wir indessen zu unserm Sakramentswald zurück. Mitten drin ist auf einer Lichtung die Capelle an den Abhang geklebt, die ihm den Namen gab: die Sakramentscapelle. Ein schlichter verwitterter Holzbau, mit rohen Verzierungen an den Wänden, mit Brettern und Schindeln überkleidet. Ein Glöcklein hängt über dem Dach. Das Innere ist in 2 Stockwerke getheilt. Unten, in niedrigem feuchtem Raum, fließt eine spärliche Quelle von 7 Grad Reaumur; allerlei Gliedmaßen aus Holz und Wachs hängen ex voto umher: ein wildes Heiligthum ohne gleichen. Im obern Stock ist der Altar, die Sitzreihe und 8 bemalte Tafeln, deren Inschrift Kunde giebt von dem Wunder dieser Stätte. Sie lautet:

1. Im Jahr 1492 wurden von drei Böswichtern die heiligen Geschirre aus dem Tabernacul der Pfarrkirchen zu Lungern entraubet.
2. Sie sind in diesen ungeheuren Wald geflohen und allhier, wo die Capell steht, die heiligen Hostien auf den Boden ausgeschüttet.
3. Einer aus diesen dreien ist durch Berg und Thal

fliehend, endlich zu der Alp Frackmont in Altnacht angekommen, alldorten ein wenig geruhet, von den Aelpern wegen dem aus seinem Sack hervorglänzenden heiligen Geschirr entdeckt und den obrigkeitlichen Händen eingeliefert worden.

4. Er wird zu Sarnen in die Gefängnüß gebracht.
5. Aus der Gefängnüß wird er in Begleitung der Geistlichen und vieler Weltlicher nach dem Orth, wo die heiligen Hostien ausgeschüttet, abgeführt.
6. Die heiligen Hostien werden von dem Pfarrer ehrerbietig von der Erden aufgehebt, und an eben dem Orth, wo die heiligen Hostien gelegen, ist ein reines Wasser oder Bronnen hervorgequellet, durch dessen Kraft schon viele Wunder geschehen.
7. Die heiligen Hostien werden processionsweis wiederum in die Pfarrkirchen zu Lungern hingetragen.
8. Der Gottesräuber muß endlichen seine Missethat mit dem Strick an dem Galgen bezahlen.

Frosmatt und Ankenhubel.

Aus dem Düster des Sakramentswaldes treten wir bald hinaus in den Sonnenglanz der Alpweiden, welche das ganze stundenweite Bassin des Giswyler Stocks bekleiden.

Dies Bassin ist ziemlich eben, sanft zu den rundum sich hinziehenden Gräten ansteigend, und nur in der Mitte durch das Rinnsal des Baches tief eingefurcht. Einzelne Gruppen von Wettertannen unterbrechen den Rasen, und die Hütten der Prosmatt und der Fluhalp zeichnen sich vom Grün ab. Schatten suchend drängen sich unter die Dächer der Alphütten die jungen Rinder, die im Hochsommer frei herum streifen und bald auf den untersten, bald auf den obersten Weiden zu finden sind, aber auf den besten Triften, der Domäne der Milchkühe, nicht geduldet werden.

In der Prosmatthütte dampft noch die frische Sufi, aus der soeben der Käse genommen worden, aber von den Hirten ist nichts zu sehen; vielleicht sind sie nach gethaner Arbeit auf irgend ein alpines Abenteuer aus. Die Hütte zu schließen konnte ihnen natürlich nicht einfallen. Wir müssen uns also selbst bedienen, legen dann einen Holzlöffel auf die Fläche des edeln Tranks, und befrachten dies Fahrzeug mit unsrer Spende. Wie wird der Senne lachen, wenn er den drolligen Gruß erblickt!

Von Prosmatt werfen wir einen Rückblick auf das tief unten liegende herrliche Becken des Sarnersees, das so hell und lachend sich breitet in so sanften, lieblich blauenden

Tönen, und dessen Gebirgskranz so melodisch ausklingt gegen die Ebene hinaus, wo über der Alpnacher Bucht die weiten fernen Hügel und der dämmernde Jura stehen. Dann ziehen wir uns links gegen den Rand des Bergs, wo er überraschend jäh zum Lungernsee abfällt. Da liegt er, 3000 Fuß scheinbar lothrecht unter uns in seinem Kessel, so tiefgrün, als habe er alle Farben der ganzen, grünen Landschaft in sich gesogen. Aber über der waldigen Brünigschwelle: welche reiche Pracht. Da steht die dreigipflige Wetterhorngruppe mit dem zackigen Rosenlauigletscher in täuschender, überwältigender Nähe. Welch ein Gegensatz zu der friedlichen, sonnigen Sarnergegend hinter uns! Das ist ein Punkt, wo du die zwei Formen der Schweizerlandschaft vergleichen, wo du ihre einzelnen Reize abwägen und dich entscheiden kannst für das Süße oder das Starke, für das Idyll oder den heroischen Dithyrambus. Wir überlassen die Entscheidung lieber andern Pilgern, und genießen des Janusantlitzes der Alpenwelt ohne erkältende Kritik. Wie wunderbar verschieden ist doch die Farbengebung in beiden so nahen Bildern! Dort, wo das Licht die warme, weiche Luft der Hügelzone durchbricht und auf die milden, abgerundeten Baummassen der Gärten fällt, schwebt Alles in einem silbernen, perlfarbenen Ton,

selbst die dunkelsten Stellen sind in ein lichtes, leises Blau abgetönt; das Luftmeer spielt in warmem, gelblichem Ton. Aber hier, wo über schwarzer Tannenwand und frischgrüner Weide die Zinnen der Alpenregion sich thürmen, versöhnt kein allgemeiner Ton die herben Gegensätze der Lokalfarben. Schwarzgrau stechen die Felsen vom grellen Weiß der Gletscher ab; nur hie und da ist die Eisenfarbe des Gesteins durch rothe Felsmassen unterbrochen. Die Schatten fallen hart und schwarz über die nackten Schluchten, der Himmel glänzt in kaltem Stahlblau hernieder und nur auf der obersten First der Schneegipfel schimmert matt jenes ätherische Goldlicht, das unsern höchsten Alpen, aus einiger Entfernung gesehen, eigen zu sein scheint.

Wir berühren wieder die Waldgrenze, durch deren Gezweig der Lungernsee herauf blickt, und folgen ihr aufwärts, stets auf der Kante des Berges. Es sind wunderbare Baumgestalten, welche hier ihre Schatten auf den Rasen des Abhangs werfen. Hier ist die Kandelaberform der Weißtannen am höchsten ausgebildet, soweit ich dies je in den Alpen beobachtet. Bis zwanzig junge, tadellos regelmäßige Tännlein zählen wir auf den weithin wagrecht ausgebreiteten Aesten des Riesenbaumes, unter dem die Erde festgestampft ist, weil bei Unwetter sich die Heerden

unter dem Schirm seiner Krone zusammendrängen. Und nicht nur die Weißtanne, auch — was viel seltener ist — einzelne Rothtannen zeigen hier diese Art von Verjüngung durch neu aufstrebende Triebe aus alten Seitenästen.

Zwischen diesen herrlichen, ehrwürdigen Urwaldsresten hin, durch dichtes Gestäude von Heidelbeeren, rothen Bergdisteln, gelben Habichtskräutern und schwarzblauem Eisenhut steigen wir steil empor, durchbrechen Schläge von Erdbeeren, die ihren köstlichen Duft weit umher senden, und deren purpurne Früchte zu hunderten sichtbar werden sobald wir uns niederbeugen, um unter die hochaufgeschossenen Blätter zu blicken. Alsdann gehts noch eine steile Halde über glatten Rasen hinauf, und vor uns liegt Obwaldens freundlichste Alpe: der Ankenhubel. Ein Hügel, rund und glatt, in voller Halbkugelform, vom zartesten Rasen durchaus gleichmäßig bedeckt, geschmückt mit einem Kreuz liegt vor uns; in unabsehbaren Schaaren erglänzen darauf die bräunlichgoldenen Blumen der Crepis, des hochgeschätzten butterreichen Futterkrauts. Am Fuß des Hubels liegt die Hütte, deren Rahm dem lockenden Namen der Alpe Ehre macht. Der Holzlöffel bleibt aufrecht in der gallertartigen, ambrosisch süßen Masse stehen; es wäre Schade, diesen

classischen Hubelrahm zu schlagen oder den trivialen Zucker ihm beizumischen; es wäre ein ästhetisches Unrecht.

Und dazu ist der Senne ein gar „freiner“, spricht wenig, aber mit gewinnendem Ausdruck und herzlicher Betonung, er scheint ein Stiller im Lande.

Vom Hubel folgen wir nun in langsamer und allmäliger Steigung dem Südrand des Giswyler Stocks, um den höchsten Punkt des Walles: das Biet zu erreichen. Es geht durch sonnigstillen, lichten Alpenwald, voll wehender, weißer Bartflechten („Baumrag“) und dann über gewaltige Triften, die sich allgemach in die Rinne des Kessels gegen den Sakraments-Wald absenken. Sie sind prächtig, diese endlosen Weiden; die tiefbraune Genziane mit ihrem scharfen Würzduft ist hier häufiger als irgendwo; die zierliche, weiß gefranste Alpendistel, die stolze Arnika mit ihrem Sonnenrade, und die glimmenden Kohlen der Brändli, gefaßt in die Asche weißer Immortellen, stellen sich zahllos ein. Aber eins fehlt dieser Alp: das fließende Wasser. Erst tief unten in der Furche des Bassins ist solches zu finden, zur Plage der Aelpler, die einst einen Anlauf genommen, einen Brunnen zu graben, aber bald wieder erlahmt sind.

Breitenfelder Biet und Brienzer Giebel.

Vor uns, jenseit der Weiden, steht die felsige, schroffe Schneide, die den Westrand des Giswyler Stocks bildet und die jenseits die mächtige Fluh zeigt, die wir in der Alp Fontana bewundern werden. Und so nähern wir uns rüstig und geduldig steigend der Höhe des Kammes. Der Grat schärft sich zu, fällt nach Süden in schauerlichem Absturz auf die Alp Dündel ab, und endlich erreichen wir auf schmalem Pfad an blumigen Felsköpfen hin das Ziel, das „Breitenfelder Biet“ (Hochmatt nach Dufour, 7000 Fuß). Wie herrlich ist's hier oben! Gleich weit schweift das Auge hinaus über Sarner- und Vierwaldstättersee in die Hügel und duftigen Ebenen: in Licht und Helle, und hinein in die dunkle, wildbewegte Alpenwelt. Diese kühnen, heftig erregten Linien, die doch schließlich zu Formen von erhabener Harmonie sich vereinigen, sind eine ganz besondere Schönheit dieser Berner Alpen. Dadurch bleibt der Eindruck des Todten, Schweren, der brutalen Masse fern; es ist Leben und reiche Bewegung in diesem Bau, es ist ein Meer, dessen Wellen immer noch zu wogen scheinen. Auf dem Biet schauen wir noch nicht bis in die Berner Seen hinab, dagegen ist ihm der freie Ueberblick des Entlibuch eigen. In tiefstem Frieden liegt es da, das waldige, weide-

reiche Thal, umgeben von langen Bergrücken, deren Höhe kahle verwitterte Wände bilden, die in der Sonne gleich Gletschern glänzen. Das sind die Schrattenflühe und jenseits die zum Pilatus reichenden Felsen. Die Kapelle von Sörenberg ist die einzige Spur menschlichen Daseins in dem vergessenen, öden Lande.

Aus einer nahen Schlucht wird ein Block Schnee geholt, um den Durst zu kühlen. Doch nachhaltig ist diese Labung nicht; die strenge Kälte reizt nur den Gaumen und erhitzt ihn später desto mehr. Und nun noch muthig die Stunde Wegs hinan zum „Brienzergiebel“ (hohe Gumm nach Dufour, 7360 Fuß), dem äußersten südlichen Vorsprung des Kammes, der hier den Giswyler Stock mit dem Brienzergrat verbindet. Wir gehn auf dem Grat, also leicht und frei. Dem nassen Schiefer der Abhänge entkeimen schon die Blumen der Hochregion, die in runden Rasen sich auf das Gestein drücken. In unglaublicher Fülle steht das holde, so zart und lieblich blaue, so lind duftende Alpenvergißmeinnicht; nicht weit davon die schönste der Schönen, die Frühlingsanemone, deren blaulichweiße durchscheinende Krone von kupferroth glänzender Wolle umhüllt ist; dann das gelbliche helvetische Labkraut und die seltene zitrongelbe Soyera, deren Außenkelch mit schwarzem

Filz bedeckt ist und deren Blätter gezackt sind gleich einer Schrotsäge. Greifst du nach einer dieser Pflanzen, so reißest du fußlange Wurzeltaue aus dem losen Geröll heraus. Und welch brennende, starke Farbentöne bringen all die purpurglühenden Schmetterlingsblüthen des Hochsommers in diese Flora: Süßklee und Bergwicke und die Verwandten; dazu der leuchtende Alpenaster mit seinem Gold und Violett, und das reichste von allen: das Alpenleinkraut, dessen Violett und tiefes Orange alle die Schwestern, selbst die stolzesten überbietet. Wie anders ist das Colorit jener Erstlingsflora des schmelzenden Schnees, jener zarten Gestalten, die, kaum erwacht, dahin welken, sobald die Sonne sie schärfer bescheint. Da herrscht Weiß vor, überhaucht von mattem Roth und Blau und mit dem Weißen das frische Gelb, und wo sich das Roth einstellt, da ist es das milde, helle der Mehlprimel, der Silene; jene sonnendurchglühte, strahlengeborne Farbe des Alpensommers zeigt sich noch nicht, erst die Alpenrose eröffnet den Reigen dieser Blüthen.

Sieh, wie gemsengleich hier die Ziegen an den Felsen herumnaschen. Sie sind nicht scheu, doch ist es schwer eine zu fassen. Unser Führer, der gewandte Trompeter von Rudenz, bringt es endlich doch nach vielem Schmeicheln zu Stande. Die Sonne brennt; Wasser ist rund-

um keines vorhanden; das Euter der Geiß strotzt von labender Milch. Als ob sich der Frevel von selbst verstände, ohne daß wir ein Wort verlieren, wandert der Feldbecher heraus und füllt sich zweimal, dreimal mit dem schneeig schäumenden Trank. „Der Geißbub macht's auch so und hätte es uns nicht abgeschlagen, warum ist er nicht bei seinen Ziegen.“ So tröstet sich und uns der Trompeter, und erquickt geht's weiter.

Aber da ist die Höhe, da steht das Steimannli unsrer unermüdlichen Ingenieure, von Astern umblüht. Ja wohl ist dies der Giebel des mächtigen Baues, der sich hier als Hochwacht zwischen Sarner- und Brienzersee erhebt. Sieh, mit welch furchtbarer Wucht das Gebirg in Einem Sprung zur Tiefe fällt; ein Felsenzahn, der schief aus der Wand aufragt, bringt die riesenhafte Höhe recht zum Bewußtsein. Die Aussicht ist die schon so oft geschilderte, die vom Lungerngiebel und vom Wylerhorn, aber wir sind dem Brienzersee näher gerückt, wir beherrschen ihn beinahe senkrecht aus einer Höhe von 5000 Fuß! Da liegt er, der ausgezackte, längliche Fiord und wirft blendend die Sonne zurück, wir sehen das Dampfboot gleich einem Insekt vom Gießbach nach Brienz vorrücken, dessen Ländi da drunten eben noch wahrnehmbar ist. Auf das reich belebte Bödeli fällt ein

Sonnenstrahl und zeigt uns Bönigens, Interlakens weiße Häusergruppen; der Thunersee schimmert schon matter herüber.

Und uns zur Linken das sammtgrüne Aarthal, das sich in seiner absoluten Ebenheit und Glätte so deutlich als den Boden des einst bis zur Handeckschwelle hinaufragenden Sees darstellt, des Sees, den die allmälige Ausfüllung seines Thales nunmehr in die zwei, durch das Delta Interlakens geschiedenen Becken von Thun und Brienz getheilt hat.

Er muß herrlich gewesen sein, dieser verschollene Alpensee, als noch sein oberes Ende den Fuß der großen Alpen ob Meyringen direkt bespülte, als noch all die mächtigen Wasserfälle der obern Thalstufe unmittelbar in die dunkle Fluth hinabrauschten, und die furchtbaren Wände des Ritzli und der Trifthörner hüben und drüben auf den Wasserspiegel ihre Schatten warfen. Auch die Schweiz hat einst ihren Königssee besessen, und mehr, weit mehr als das; aber Frost und Wasser und der bröckelnde Fels haben die Thäler erhöht und den See verjagt, und haben zum Ersatz für den hochromantischen Hintergrund uns das idyllische Vorspiel des Bödeli geschaffen, wo nun das Leben in allen Formen und Farben sprudelt und schäumt.

Ob den Thälern und Seen schwebt nun der Bergeskranz in seiner unnahbaren Hoheit. Wenn die Auswaschung, die Zerbröckelung der Massen die Ursache der Thalbildung ist — und wir haben in Obwaldens Thalbecken uns mit dieser Annahme befreundet — wenn das Gebirg also seine Plastik dem Fallen der Bergseiten verdankt: wie kommt es, daß sich so furchtbar scharfe Schneiden, so spitze, steile Hörner in diesen Berner Alpen überall erhalten haben? Wenn in eine vormals breite Gebirgsmasse so tausendfache Rinnen, Schluchten und Abstürze sich gefressen, weßhalb hat sich der innerste Kamm so schroff, so hoch, so schneidig erhalten, als ob er gestern erst dem Meißel eines Bildners entrückt sei? Ein so scharfes, wildgefaltetes Relief ist schwer mit der Annahme allmäliger Abnutzung als einziger plastischer Ursache vereinbar. Ist nicht die Vermuthung gewaltsamer Emporhebung und Zerreißung für solche Hörner und solche Bruchflächen natürlicher? Und welche modifizirende Rolle spielt hiebei die Beschaffenheit, die Zusammensetzung, die Schichtung des Gesteins? Solche Fragen tauchen unwillkürlich auf an einem Punkt, wo der Gegensatz der beispiellos kühnen Formen der Berneralpen mit dem viel flachern, trägern Aufbau der meisten Voralpen so gewaltig hervortritt.

Neben uns, westlich, hebt jenseits eines Sattels das Brienzerrothhorn sich empor, an seiner Flanke winkt das neu erbaute Gasthaus und unten tief auf der Entlibuchseite liegt, von Schnee umgeben, in einsamer Oede der Maisee.

Breitenfeld und Dündel.

Aber auch von diesem erlauchten Aussichtspunkt müssen wir scheiden. Zwei Wege stehen uns offen: ostwärts hinab nach Lungern, oder westwärts zu den Quellen der Emme. Wählen wir vorläufig den erstern. Ueber reiche wohlbefeuchtete Abhänge gehts in die weite, herrlich grüne Schale hinab, in deren Mitte das Alpdörf Breitenfeld winkt. An dreißig Hütten liegen hier dicht beisammen; ein fröhliches Leben vieler Sennen herrscht, und in zierlichstem Hochdeutsch werden wir von einem als Kammerdiener hoher Herrschaften emeritirten Aelpler empfangen. Wir haben Mühe, die hocheinhertrabende Rede zu unserm geliebten Schweizerdeutsch herabzustimmen. — In dieser großen Hochalp, zur Gemeinde Lungern gehörig, findet im August ein berühmtes Schwingfest statt.

Nach kurzer Rast eilen wir abwärts, dem Dündelbach entlang, welcher, dem Breitenfelder Becken entflohen, rasch in eine tiefe Schlucht einsinkt. Nahe der Tannengrenze stoßen wir

auf die jetzt einsamen Hütten der Dündelalp, der Voralp Breitenfelds, und wie dieses ein förmliches Dorf bildend, das sich in der schmalen Thalsohle längs dem rauschend über Steinblöcke hüpfenden Bach hinstreckt. Und nun beginnt ein rasend jähes Abwärtsrennen durch rauhen Tannenwald neben dem in dröhnenden Cataracten zur Tiefe fahrenden Dündelbach. Endlich öffnet sich der Forst, und wir treten auf freie Wiesenterrassen. Da unten liegt friedlich im Schatten der Dämmerung Lungerns alter Seeboden, mit den zierlichen weißen Häuschen um das Kirchlein geschaart. Wieder umschattet uns Wald, es sind Buchen, aber welche Buchen! Hier sehen wir die Stämme in Lebensfrische, deren Bretter uns in Sarnen schon so überraschten. Während sonst nur das liebliche Blätterdach und die glatten Aeste uns an der Buche auffallen, so ist es hier die Macht und Kraft des Riesenstamms. In stolzer Kraft vier, fünf Fuß dick hebt er sich eichengleich aber kerzengrad und allmälig verjüngt zu siebenzig, zu achzig Fuß, rundum streben die Aeste in gleichem Winkel hoch empor und bilden eine kuppelförmige Krone. So stehen sie da, nicht dicht zusammengedrängt, sondern jeder Baum zur vollen freien Geltung und Entwicklung erwachsen; eine herrliche Zierde dieses einsamen Abhangs, auf dem uns auch keine Menschenseele

begegnet. Ueber eine steinige Halde voll dornigen Brombeergestrüpps, dem häßlichen Schauplatz niedergeschlagenen Waldes, gewinnen wir den Thalboden, und ruhen bald im Schooß von Lungerns sehr civilisirter Gastlichkeit von dem wackern Marsch aus.

Fontana und Alpoglen.

Wollen wir nun aber auf der noch weit reichern Westseite des Giswyler Stocks die Niederung gewinnen, so gehts vom Giebel wieder über den Grat zurück bis an dessen tiefsten Sattel unweit des Biets. Hier schlagen wir uns hinein in die Halden, die mächtig steil vom Grat hinabstreichen ins Entlibuch. Ein durch jedes Gewitter wieder verwischter Ziegenpfad läuft schief am Gehänge abwärts, und wo er verwischt ist, da huschen wir behutsam über die bewegliche Trümmermasse hin. Denn langes Verweilen wäre kritisch, weil wir dann leicht als Kern einer Lawine zur Tiefe fahren könnten. Hier wäre die Sache nicht all zu schlimm, ernster aber ist sie an Stellen, wo unten die Felswände senkrecht abfallen, wie das in unserer Alpensturmperiode vorzukommen pflegte. Wir eilen gerne, denn ein lokales Gewitter, eine dunkelgraue Wolke hat sich schnell über uns an den Grat geheftet und der Donner knattert

scharf und kurz uns zu Häupten. Noch vor einer halben Viertelstunde schwebte dies Gewitter als kleiner, runder Wolkenball von blendendem Weiß in dem sonst tief klaren Aether, weit dort drüben an den Melchthalbergen. Aber unser herrlicher Giebel hat auch diesen Gast magnetisch angezogen und es ist besser, wir weichen dem Rendez-Vous da oben aus. Denn nicht selten folgen die Blitze den Gräten gleich den künstlichen Leitungen von Eisendraht, und wehe dem, den sie ereilen; vom Hagel, der meistens solchen kleinen isolirten Hochgewittern entströmt, zu geschweigen. Bald wird der Abhang grün und der Tritt des Fußes sicherer, und wenn wir immer noch den Hang zu steil finden, so hindert uns nichts, uns getrost hinzusetzen und abwärts zu steuern, und, falls es zu rasch gehen wollte, uns am Rasen hie und da zu halten. Und manche edle Blume wird uns auf dieser Fahrt durch die Hand gleiten, hier das tiefgoldene mit Orange überhauchte Kreuzkraut, dessen Blätter wie mit dichter Spinnwebe bedeckt sind; dort die duftige Schafgarbe mit schwarzbrauner Hülle, und manches zierliche, buntgescheckte Gras mit nickender Rispe, darunter auch die kohlschwarze Aehre der Alpen-Segge. Und siehe: da unten tief im seltsamsten Kessel zwischen himmelanragenden Felswänden, im tiefsten Punkt eines sehr

rasch sich absenkenden Trichters mit grünen Halden liegt eine fest zusammengedrängte Hüttengruppe, die Alp Fontana am Ursprung der Entlibucher Emme. Ueber die treppenartigen Abhänge dieser schönen Weiden sind wir endlich unten; viel länger dauerte das Abwärtshüpfen, als wir von oben es gedacht. Die Sennen schaaren sich freundlich um uns und brechen das Kegelspiel ab, dem sie mit Eifer oblagen. Wir lassen nun die Emme in ihr tiefes Tobel eintreten und nordwestlich enteilen, wo sie bald, beim Rämisboden, Obwaldens Grenze erreicht, und erheben uns wieder an der Flanke des hier im wildesten Felsensturz abfallenden Giswyler-Stocks. Wir wenden uns noch in Sicht der Fontanahütten, und betrachten die merkwürdige Lage dieser Alp, im tiefsten Grund eines allseits steil aufstrebenden Amphitheaters, dessen Scene freilich fast auf Null reducirt ist, und an dessen oberste Sitzreihe sich Wände von großer Höhe anschließen. Nur im Westen senken sich diese Wände und lassen dem Blick Raum hinab gegen Entlibuch. Aber im Osten thürmen sie sich um so höher: völlig senkrecht ragt hier eine Fluh über tausend Fuß empor, nackt, rothgelb, und überhängt drohend und schreckbar die kleine Siedelung an der Emmenquelle. Es ist dies der Felsenrückgrat des Giswyler Stocks, der vorn über dem Sarnersee

in dem ob Rudenz steil und kegelförmig aufstrebenden Horn endigt. Diese prachtvolle Wand läuft an einer Stelle in nadelförmige Zacken aus, dem Wilden Mann der Windgelle vergleichbar. Durch eine Furche führt ein jedenfalls sehr „lauterer" (schwindlichter) Weg von der Fontana hinüber zur Fluhalp. An ihrem Fuß dehnen sich weite Geröllhalden von weißlichem Kalkstein, über die unser Weg führt.

Hier breitet sich nun eine eigenthümliche Pflanzenform aus, die wir in solch' charakteristischer Entfaltung in Obwalden nicht wieder finden. Es ist die Form der Legföhren oder des Knieholzes, hier „Arve" genannt, während sonst überall in der Schweiz dieser Name der Zirbe zukommt. Es ist ein äußerst anziehender Zwergwald von wenig über manneshohen, aufsteigenden Büschen, deren Aeste schlangenartig über den Geröllboden laufen und eine dunkle Masse von dichtem Braungrün bilden. Die rundlichen Wipfel stehen alle in der Richtung des Abhangs, der Bergseite abgekehrt; die Zweige sind tief herab mit schweren Büscheln derber, aber stumpfer Nadeln bekleidet, hie und da hängen Bündel röthlicher Zapfen. Was nun diesem verschlungenen Krummholzwald den eigentlichen Reiz giebt, sind die Steinblöcke aller Größen und Formen, die zwischen die Büsche geklemmt sind und sie zu den son-

derbarsten Gestaltungen zwingen, noch mehr aber die Alpenrosen, die überall die struppigen Föhren umgeben und in den Zwischenräumen treffliche Wohnung finden. Bis tief in den August sind sie — es ist die zartere gewimperte Art — mit frischen Blumendolden bedeckt, die vom schwärzlichen Grün der Föhren fröhlich abstechen, als seien flimmernde Rubinen auf den dunkeln Sammt des Buschwaldes gestickt. — Wir streichen pflückend und brechend in dem reizenden Labyrinth herum, und stoßen dabei auf die kleinen Orchis in Menge, welche von dem ganzen duftenden Geschlecht die duftbegabteste ist, und sich sonst nur einzeln und spärlich findet.

Doch nun gilt es den Giswyler Stock zu umgehen und den Sarnersee zu erreichen. Wir folgen hiebei beständig dem Fuß der stets in drohender Steilheit ansteigenden Felswand, überschreiten eine Ecke und berühren den sumpfigen Rand der gegenüber aufsteigenden Möhrlialp, sogenannt von der schwarzen Orchis, dem geliebten „Möhrli.“ Diesem Alpenmoor entragt der hohe sibirische Schnittlauch mit seinen trübrothen Köpfen, die Mehlprimel blüht noch, und daneben schon die düstere Swertie mit ihrer Aehre tiefstahlblauer Blumen. Und schon öffnet sich herrlich der Blick hinaus in die Sarner Hügelgegend. Welch kraftvolle

Züge der Landschaft! Rechts die riesige Felsenmauer, deren Zinne roth von der sinkenden Sonne beglänzt ist, links die Weideterrasse von Möhrli; unter uns ein Gehege schwarzer, säulenartiger Alpentannen, und drüber hinaus, kreisrund, das helle Seebecken, eingebettet in die sanften lieblichen Berge, die von allen Seiten sich senken zur freundlichen Fluth; denn auch der Pilatus und das Stanzerhorn sind in dieser Entfernung mild und verbergen ihre felsigen Rippen im violetten Duft des Abends. Und diese Stille, diese Feier der Natur, die athemlos in leiser Wehmuth dem Sinken der Sonne lauscht!

Doch da prasselts in den Wänden und Steine klappern nieder. Es sind die Gemsen, die da oben ungestört in den unnahbaren Klippen hausen und deren kräftiger Hufschlag so laut erschallt und das Geröll in Bewegung setzt. Wir spähen und suchen, aber der Blick erreicht in der gefurchten Wand die schönen Thiere nicht.

Nun hinein in den Wald der Alpe Alpoglen (Alpboglen, Alpbigeln ist eine in diesem Theil der Schweiz nicht seltene Ortsbenennung). Er geht anfangs düster und steil bergab, breitet sich dann aber sehr zerstreut über einsame Triften aus. Es ist wildschön hier, frei und öde, und die Schatten des Abends sinken. Mächtige Blöcke, moosbedeckt, liegen

überall da, mehrmals kehrt das Naturspiel wieder, daß große vierkante Massen gleich druidischen Altären an den vier Ecken mit Tannen besetzt oder in vier Tannen wie eingegossen sind. Zwei Quellen entspringen mitten aus der Trift, stark und kalt (5° Reaumur) und von lustiger Klarheit.

Hier traf ich im bangen Kriegssommer 1866 mit einem blöden Hirten zusammen, dessen Sinn voll war von Bildern des Kampfes, und der allnächtlich im Thale die Flammen der Dörfer lodern zu sehen wähnte. Mein Trompeter, der böse Spötter, konnte natürlich sich nicht versagen, mich ihm als feindlichen Mann „vom Genie" vorzustellen, der komme, die Quartiere anzusagen und die Straßen aufzunehmen. Da half kein Reden, kein herzlicher Händedruck. „Ich wußte längst, daß es so kommen muß," war die einzige Antwort des schwarzsehenden Visionärs. Vielfach findet man in den Alpen Leute ähnlicher Gemüthsrichtung. Auf Melchsee hat mich ein Knecht mit solcher ängstlicher Erregung und solch hoffnungsloser Sicherheit des Verderbens über das Nahen der damals (1868) völlig erloschenen Cholera befragt, daß ich merkte, eine fixe Idee war hier im Anzuge. Oefter als man glaubt, grübeln einsame Hirten über Fragen, die ihnen weit ab zu liegen scheinen, und endlich nimmt der Gegenstand in ihrem Geiste

eine Ausdehnung an, deren er kaum mehr gewachsen ist, die ihn fast überwältigt. So schafft sich der Mensch, der nie zufriedene Gast Gottes auf Erden, Sorge und Pein, wo die ganze Umgebung ihm nur Frieden und Seelenruhe bietet.

Und nun folgt ein langes Absteigen bis zur Thalsohle bei Rudenz. Es geht über Weideterrassen, durch steile Waldstrecken, die sie trennen, zu den ersten Heuwiesen, zu den obersten bewohnten Höfen. Tief noch steht eine Bergföhre, aber hier kerzengrad an dreißig Fuß aufrecht mit schirmförmiger, doch dünner Krone als Gruß von droben. Die Feuer des Heerdes glühen gastlich in die Dunkelheit hinaus; die Hunde zürnen bellend dem späten Fremdling, und die Menschen treten heraus vor die Thür und rufen uns, die Hand über die Augen haltend und spähend, ein neugieriges guten Abend zu. Und da sind die ersten Obstbäume. Doppelt riesengroß entsteigen der Dunkelheit die hohen, schwarzen Kronen der Nußbäume. Und endlich betritt verwundert und wohlig der Fuß die ebene Wiesenfläche, umrahmt von den mächtigen formlosen Waldmassen und Bergen; der halbe Mond steht grünlich leuchtend dicht am Horn des nun gänzlich umwanderten Giswylerstocks, und wirft auf den eben noch herüberwinkenden Zahn des Wetterhorns einen schwachen Schimmer. So ziehen wir in die gastliche

„Sonne“ von Rubenz, wo der Trompeter einen Trunk mit uns zu theilen nicht verschmäht; und wenn wir unser Standquartier in Sarnen haben, so hindert nichts, daß wir um ein Billiges durch die herrliche Sommernacht uns dahin fahren lassen und unterwegs halb träumend, halb wachend den Frieden der ruhenden Natur genießen.

Es ist ein eigenes Revier, dieser Giswyler Stock, er übt eine unwiderstehliche Anziehung auf uns aus. Sind es die Aussichten ohne Gleichen, ist es der Reichthum an verschiedenen Landschaftsbildern, ist's die völlige Weltvergessenheit, deren er bis heute sich freut, ist's seine Lage so recht im Centrum, im Herzen des Heimathlandes? Ist's all das zusammen, und dazu noch irgend ein ganz besonderer, uns unbewußter Zauber? Ist's etwa die auffallende, phantastische Sphinxgestalt, in welcher er die Sarnergegend beherrscht? Vielleicht ist's in der That das letztere. Gesteht doch z. B. Humboldt, daß sein tiefes Interesse für Mittel-Asiens unwirthliche, öde Steppen sich an der seltsamen Form entzündet hat, in welcher ihm in früher Jugend auf Landkarten das kaspische Meer entgegengetreten. Denn solchen geringfügigen Anregungen gehorcht unser Gemüth; scheinbar unbedeutende Umstände geben unsern Neigungen die Richtung und gestalten zuletzt die Ereignisse unseres Lebens.

Darum sind wir auch nicht satt geworden, den Rundgang um den schönen Berg zu wiederholen. Einmal sind wir auch auf sehr steilem Wege direkt durch die Rinne seines Baches hinaufgedrungen in sein oberstes Becken zur Fluhalp. In dieser Schlucht ist der Wald aufs wildeste zerrissen von den Hochwassern der Gewitter, und tief bis in den Grund sind Alpenpflanzen und Legföhren im Bachbett herabgeschwemmt.

Schwendiberg.

Wir kommen nun zur Westseite des Sarnerseethales, zu dem lang gedehnten Schwendiberg, dessen sanft ansteigende breite Masse und öder formloser Rücken schon so oft unserm Blick zum Ruhepunkt diente, zumal des Abends, wo die uns zugewandte Seite in dunkelblauem Schatten liegt.

Dieser Schwendiberg ist ein höchst merkwürdiges Bergindividuum, grundverschieden von den bisher bewanderten Alpen. Während in diesen das Kalkgebirg in Felsbildungen aller Art, in scharfen Gräten, in freien Hörnern, kurz in lebendigem, kühnem Relief sich hervorthut, besteht der Schwendiberg aus völlig verwitterten, eingesunkenen, fast zu Brei zermahlenen Schiefern („Flysch“) und bildet eine

träge, breite Masse ohne Aufbau, ohne Plastik, außer den Furchen und Mulden, die hie und da das Wasser gerissen hat. Aber ohne Charakter ist deßhalb der Bergzug nicht. Schon daß er bis nahe an 6000 Fuß ziemlich gleichmäßig ansteigt, sichert ihm Bedeutung. Und dann ist seine Vegetation so eigenthümlich, daß wir uns mitten in der farbigen, sonnigen Schweiz in den hohen Norden, in Finnlands, Lappmarkens Waldmoore versetzt wähnen. Ueberall ist der Boden torfig und die Vertorfung hat eine Ausbildung erlangt, die alles beherrscht, die den Eindruck eines einzigen großen Hochmoors macht, sobald wir die bebauten Abhänge unter uns haben. Gegenüber die Sachseler, die Giswyler Berge erscheinen, verglichen mit dieser dunkeln, kalten Natur, dem tiefen Süden anzugehören.

Der untere Saum der Schwendi, dem See entlang, ist ein reizender Strich; überall murmeln die Quellbäche herab, die Matten und Obstbäume üppig nährend; um eine zierliche Capelle gruppiren sich die alten Holzhäuser von Wyler; sogar ein Stahlbad (Eisen und Schwefel enthalten ja alle alpinen Torfwasser) ist hier für bescheidene Rheumatiker und Chlorotiker angelegt. Der Rasen ist vom frischesten Grün, aber wenn wir näher zusehen, so sind es Sumpfgräser und wasserliebende Kräuter, die ihn zusammensetzen,

und nicht die würzigen, trockenen Hügelpflanzen Sachselns; alles ist feucht, schattig, ein Uebermaß von Bewässerung verkündend. Dafür gedeiht aber vor allem hier der Apfelbaum trefflich, während der Nußbaum weniger vorkommt, und an den Wiesenrändern steigen die Esche und Erle hoch und in seltener Frische empor. An warmen Abenden ist's eine Wonne auf dem lieblichen Weg sich zu ergehen, der etwa hundert Fuß über dem See bis Giswyl hinführt; besonders reizend ist die Stelle, wo man bis an das obere Ende des Sees, in das große Waldland des Giswyler „Großtheils" hinein sieht. Alles athmet Frische, Kühlung; es ist ein Luftbad köstlicher Art.

Sonniger, wärmer ist der Weg, der beim Landenberg ansteigt und zu den weithin zerstreuten Gehöften der eigentlichen Schwendigemeinde führt. In einer Stunde erreichen wir den „Stalden", das Pfarrdorf von Schwendi, wo der Kaplan jeden Sommer Gäste beherbergt, die zum Theil ein ähnliches Torfwasser, wie drunten in Wyler, zum Baden und Trinken benützen. Hier sind wir schon an tausend Fuß über dem See und die Aussicht wird größer und größer. Nahe der Kirche ist im Wald eine Lichtung, wo sich der Abhang jäh absenkt zum Seespiegel, und wo sich die Landschaft herrlich eingerahmt darstellt. Noch im Spät-

herbst hat uns hier die bereits eingeschneite, ruhig ernste Bergwelt gefesselt.

Vom Stalden führen nun manche Pfade, meist mit Steinplatten treppenartig belegt, durch die Wiesen hinauf in die Wildniß. Ueberall murmeln und gurgeln die Wasser und ziehen Furchen in den aus steifen Gräsern gebildeten, festen Wiesenteppich. Die letzten Wohnhäuser sind erreicht; sie tragen uralte, wilde Namen: Arbe, Bärfalle und dergleichen.

Ob uns läuft ein Gehege von Tannen hin. Wir treten in den Wald. Er hat ein befremdendes, zerrüttetes Gepräge. Die Bäume sind kümmerlich, häufig kahl und abgestorben, mit grauen Flechten behangen. Und der Boden, dem sie entsteigen, ist mit tiefem Moose bedeckt, aus dem die niedrigen Gestrüppe der Heidelbeere, der Preißelbeere, der Moosbeere hervorragen, mit blauen und scharlachrothen Früchten reich geziert. Die Moose sind rostbraun und weißlich grün; es ist das eigentliche Torfmoos, dazwischen weite Strecken schneeweißer Rennthierflechte, mit lederbraunem Isländischem Moose durchwirkt. Die hohen Fächer des Adlerfarn erheben sich überall, vergilbt von Sonne und Regen. Dieser Wald ist nun vielfach unterbrochen von offenen Flächen, die zu naß sind, als daß Bäume vegetiren

könnten. Das sind nun Torfmoore reinsten Charakters. Ueber dem röthlich grünen und braungelben, schwellenden Moospolster schwanken die silbernen Büsche des Wollgrases; aller Orten schimmern die purpurnen, mit Thauperlen eingefaßten Löffelchen des Sonnenthaus; dunkle Orchis und noch dunklere Swertien neben schneeigen Parnassien und dem blauen Sumpfentian schmücken reizend den elastischen Boden. Und hie und da kriecht die silberne Bergweide und der zerbrechliche Wasserbärlapp. Der zimmtfarbene Stern des Fingerkrauts fehlt auch nicht; kurz, es ist eine hochnordische Torfflora, genau wie in den kalten Brüchen Ostpreußens. Aber in höchster Potenz tritt diese Vegetationsform erst droben auf der Höhe des Berges auf, wo einzelne tannenbesetzte oder freie, rauhe Weide tragende Kämme die weiten, nassen Mulden trennen. Da wetteifert mit kurzen dünnen Tannen die umherkriechende Sumpfform der Legföhre um den Preis einer möglichst stygischen, möglichst hyperboraeischen Gestalt, und gewinnt ihn auch unbedingt mit ihrem braunschwarzen zerzausten Kleid; da ist die niedliche Andromeda mit ihren wachsartig durchscheinenden Blüthenkügelchen, die noch feinere, im Moose sich versteckende Zwergheidelbeere, das arktische Quellenriedgras und noch viele andere Bürger der Tundra zu Hause.

Aber als einziger froher Zeuge, daß wir denn doch nicht in Sibirien, sondern im Mittelpunkt des lieben Helvetiens sind, stellt mitten in diesem Waldmoor höchst überraschend, in großen zahlreichen Büschen als Unterholz die rostfarbene Alpenrose sich ein, und protestirt lebhaft mit ihren, all das Braun und Schwarz siegreich durchleuchtenden Blumenbüscheln gegen die Kälte und das Herbe der Umgebung.

Das ist ein schlimmes Terrain für den nächtlichen Wanderer. Denn überall klaffen im Sumpf kreisrunde Löcher, kohlschwarz, voll eisigen Wassers und unbestimmter Tiefe. Das Clima hier oben ist eines der rauhsten. Diese Rücken sind das Stelldichein aller Gewitter, aller Wolken; selbst mitten im Sommer zeigen die Quellen 4 Grad über Null. Daß dieses enterbte Land auch der Schlupfwinkel aller Heimatlosen, Geächteten und mit der Justiz Zerfallenen bis in die fünfziger Jahre hinein gewesen, begreift sich bei seiner Lage an der Grenze dreier Kantone leicht, und nicht Jedem wurde es so gut wie einem Staatsmann von Sarnen, der, als er Nachts verirrt im Moor stecken geblieben, von den Freisaßen des Waldes ehrerbietig auf den rechten Weg geleitet wurde. — Die Sonne muß recht warm scheinen, wenn uns da oben nicht ein Gefühl von Frost und Einsamkeit anwehen soll, wie es selbst in der Gletscher-

region uns fremd ist. Aber welche Anregung zu ergreifenden, hochbedeutenden Landschaftsbildern könnte dennoch ein Maler in diesem Revier sich erwerben.

Mitten in diesem Moor, in einem Becken zwischen trägen Höhenzügen, mitten im Buschwald der Bergföhren und Alpenrosen, bei 4800 Fuß hoch, liegt nun ein hölzernes Badhaus, in dem in den letzten Jahren die Gäste sich drängen, und das mit vollstem Recht den Namen des „Kalten Bades“ führt. Auch hier ist es ein eisenhaltiges Torfwasser, dem die Besucher ihre Nerven anvertrauen. In heißen Sommern mag man kühl und behaglich da oben wohnen, und mitleidig hinabsehen auf die Leute drunten im durchwärmten Tiefland; aber wehe, wenn die Sonne sich verhüllt, und die Nebel des Hochmoors ihr Recht verlangen. Dann mag leicht das Mitleid die umgekehrte Richtung nehmen, und das Feuer des Heerds und des rothen Italiäners muß den sinkenden Muth wo möglich wieder anfachen. Die Verpflegung aber ist gut und billig, und die kühle Anstalt hat sich eine Anzahl warmer Freunde erworben, denen die düstre Landschaft nicht verleidet, sondern die alljährlich hier einen Sommermonat verleben. Was den Aufenthalt mächtig verschönt, sind nun die Aussichten, die der Rücken des Schwendibergs überall in reicher

Pracht und Fülle bietet. Wie beherrscht der Blick hier das Sarner Becken und alle Berge ringsum, wie hehr tritt die Wetterhorngruppe ein in die Brüniglücke, wie neu und hoch blicken Titlis und Spannörter herein über die Melchthalspalte! Selbst des Ritzlihorns dunkles Schattenbild zeigt sich über den Melchseealpen, wir grüßen Aelggi und Abgschütz und blicken in alle Falten des Giswyler Stocks.

Nordwärts freilich und westwärts hemmen die langen, dem Schwendiberg durchaus ähnlichen Rücken des Feuersteins die Ausschau; zwischen inne liegt das Tobel des Schlierenbachs, der ob Alpnach so wild eindringt in's Obwaldner Thal; im Norden steht nackt, unansehnlich der Pilatus. Auf dem höchsten Punkt der Schwendi: dem „Jänzenkreuz“ (so genannt von Gentianen, die aber dort oben nirgends zu finden sind), taucht der Blick auf die Alpnacher Bucht und die ganze Seestrecke von Weggis bis Brunnen; die Nase des Bürgen mit seinem einsamen Dörflein trennt beide Becken, drüber steht der Rigi in voller Ausdehnung, und auch Mythen und Buochserhorn sind neben dem Stanzerhorn sichtbar.

Auf dem höchsten Kamm des Bergzuges, jenem ironisch klingenden Jänzenkreuz (5800 Fuß), fällt die völlige Armuth an eigentlichen Alpenblumen auf. In einer Höhe,

wo doch schon der Rigi, der viel weiter abliegt von der Hauptkette, eine Anzahl schöner Arten bietet, herrscht hier eine Trivialität der Flora, die in Erstaunen setzt. Nur ganz vereinzelte Pioniere hat die Alpenflora in dies für ihr Gedeihen wohl allzu feuchte Hagel- und Nebelland vorgeschoben. So fanden wir einmal mitten in den eintönigen Sumpfgräsern beim Kalten Bad eine Familie des kleinen Schnee-Enzians, aus drei oder vier kümmerlichen Pflänzchen bestehend, und am Jänzenkreuz eine vereinsamte Alpendistel. Im Ganzen aber fehlt der herrliche Schmuck der kleinen Alpenkräuter dem Gebiet vollständig.

Steigen wir abwärts, so können wir Wolfersmatt oder Käseren berühren, Alpen, in deren fetten, feuchten Weiden große Heerden grasen. Auf Wolfersmatt verwehrte uns einmal ein riesiges Schwein den Zugang, das in der Thür sich eingekeilt hatte und nur schwer los zu schroten war. Auch sonst war der Empfang eher kühl zu nennen, was am Ende in dieser abgelegenen, auch von andern Landstreichern als unseres Schlags belästigten Gegend nicht Wunder nimmt. Ein Büblein, das von da uns thalwärts geleitete, machte Alles durch jenes freundlich achtungsvolle Wesen gut, das man in diesem Lande so häufig findet, wo der gesunde, einfache Verstand und natürliche Takt noch

nicht durch die halbverstandenen, aber aufregenden und verwirrenden socialen Stichworte getrübt ist.

Pilatus.

Und nun haben wir um Sarnens liebliches Becken den Rundgang vollendet, und können behaupten, Obwaldens Natur und Art — zwar nicht ergründet und nicht erschöpft — aber doch in so weit erkannt zu haben, als das Wanderern nöthig ist. Doch bleiben noch zwei Grenzpunkte übrig, die wie die Säulen des Herkules draußen stehen an der Landesmark gen Norden, und den Eingang zu dem stillen Gelände bewahren: rechts das Stanzerhorn, links der felsenmächtige Pilatus. Nehmen wir im Anschluß an den Schwendiberg den letztern vor.

Nicht leicht trennt irgendwo, wie hier, das Rinnsal eines Bergstroms zwei so grundverschiedene Gebiete. Denn sind die Schwendihöhen das formloseste, versunkenste, so ist der Pilatus das formenreichste, kühnste und prächtigste Relief unsrer Voralpen, ein Bergindividuum, dessen energische Plastik von keinem andern übertroffen wird. Seine Kalkmassen thürmen sich auf allen Seiten gleich schroff und stolz gen Himmel, überall werfen sie spitze Hörner empor. Am schönsten, reichsten bietet er sich gegen Norden dar. Wer

kann sich satt sehen an der rhythmisch ansteigenden imponirenden Pyramide, in der er sich von Luzern aus darstellt? Die Obwaldner Seite zeigt einen breitern, gerundetern Umriß, und die spitzen Hörner des Esels treten kaum hervor. Dafür bietet aber diese Seite einen Zugang zu dem Berge, dem weitaus der erste Rang gebührt, wenn wir weniger auf Bequemlichkeit als auf malerische Reize sehen. Wir meinen nicht den gebahnten und der Fremden gewohnten Weg von Alpnach hinauf; haben wir uns ja das Wort gegeben, den Reisehandbüchern keine Concurrenz zu machen. Es ist vielmehr ein durch völlige Vergessenheit glänzender Alpenpfad, von dem selbst Bauherr Caspar Blättler im Rotzloch nichts mehr wissen will. Natürlich: hat er darum mit Mühe und Kosten den allbekannten Pfad über Hergiswyl angelegt, damit eigenwillige Wanderer ihn verächtlich ignoriren und einen uralten, mühseligen Ziegensteig vorziehen? Aber wir lieben eben solche verstoßene, verkommene Wege, denn meist finden wir hier, was kein Comfort uns ersetzt: unberührte Natur und herrliche Landschaft.

Lassen wir uns also recht früh Morgens aus dem Nidwaldnerischen Rotzloch übersetzen an die Häuser, die gegenüber den grünen Abhang zieren, und die, ehe das weiße

Band der Landstraße dem Ufer entlang lief, noch ganz anders anmuthig sich ausnahmen. Hier suchen wir ein Menschenkind, dem der Weg grad hinan zu den Alpen Aemsigen und Steigli und von da hinauf zur Zinne des Berges bekannt ist. Das ist nicht so leicht. Jeder hat etwelchen, Wenige haben den vollen Begriff des Weges. Wir wagen es endlich mit einer Jungfrau, die früher am Berge Ziegen gehütet: stets ein gutes Zeugniß für Führer oder Führerin. Es geht durch einsame, herrlich grüne Matten empor; einzelne Kastanien mischen sich den kräftigen Nußbäumen bei; letztere sind jedoch gedrungener, niedriger, knorriger, als drinnen in Obwaldens üppigen Fluren. Bald ist der Wald erreicht, der die steile, öfter fast senkrechte Flanke des Berges merkwürdig dicht und dunkel umhüllt. Mit diesem Forst, dem „Haselwald“, beginnt die scharfgeneigte Falte oder Kehle, welche schief hinanläuft zu dem Grat, der hoch droben das Matthorn mit dem Esel verbindet. Mehrere solcher Senkungen ziehen sich nebeneinander vom Alpnacher See bergan, von wilden Felsenmauern getrennt, aber nur diese bietet die Möglichkeit bis zum Gipfel emporzukommen. Der Haselwald ist ein würdiger Genoß und Bruder des Sakramentswaldes: ein wunderbar dichter, kühlschattiger, tiefdämmernder Buchenhain, über dessen mäch-

tige Wurzeln der Pfad steil, aber nicht allzu rauh emporkriecht. Der Forst geht bei der raschen Steigung bald in Tannenwald über; der Weg überschreitet, weil er in Windungen die stotzige Wand erstreiten muß, ab und zu das Rinnsal des von der Höhe der Kehle herabfallenden Baches. Die Rinne selbst ist nicht verwachsen, und so gestattet sie dem Blick von Zeit zu Zeit zu tauchen in den blaugrünen umschilften See und hinaus zu schweifen nach Schwyz und hinüber zu den grünen Bergen, dem Stanzerhorn und Buochserhorn. Links und rechts schneidet der zackige Bergwald die liebliche Aussicht fast senkrecht ab. So gewinnen wir nach mehr als zweistündigem Marsch die Weideregion, die wir vom Dampfboot aus bewundern, wie sie zwischen den weißgelben Felshörnern gleich hängenden Gärten, gleich smaragdenen Eilanden vertheilt ist. Es sind zuerst Wiesen von prachtvollem Graswuchs, wenn auch unleidlich steil. Bald aber beginnen die Weiden, da, wo der Wald ein Tobel, das hier tief eingefressene Bett des Baches, überschreitet. Aber jenseits der dunklen Schlucht winken die Hütten der Alp Steigli, und wohl dem, der ihrem Winke folgt und das Tobel an der rechten Stelle überschreitet. Uns wurde es nicht so gut. Verlockt durch ein zierliches, aber verrätherisches Ziegenweglein wandten wir uns rechts

gegen die Kante des vom Esel abstürzenden Grates. Erst nachdem uns ein Gaißhirt zurecht gewiesen, verließen wir diese fatale Richtung, und standen bald auf der freien Anhöhe, wo die Steigli-Hütten thronen, die wir mit lautem Jubel begrüßten. Aber kein Laut der Antwort ertönte aus dem doch sicher besiedelten Sennthum. Endlich wurden wir gewahr, daß Alles drinnen auf den Knieen lag, und daß — es war Sonntag und früh im Jahr, noch nicht Mitte Juni — der Caplan die Alpe durch eine Messe einweihte. Stumm zogen wir weiter, von den nicht gerade freundlichen Blicken der gestörten Beter geleitet. Und nun war auch die Alpenzone des Berges erreicht: schmal und öde zog sich das Hochthal aufwärts, von den hellgrauen, furchtbar rauhen Felsenthürmen des Matthorns und Esels umdrängt; auf der Geröllhalde, welche sich an letztern anlehnt, zeigten sich die Zickzacklinien des Alpnacher Saumwegs. Die Sohle des Thälchens füllte sich mehr und mehr mit mächtigen Steinblöcken, durch welche mühsam der Bach einen Abfluß sich bahnte. Hier hinten, wo die Wände gegen die Felsstöcke sich aufstauen, liegt angeschmiegt an die Blöcke ein kleines Sennthum, die obere Wildi des Steigli, und jetzt noch öde und verlassen. Wir sind plötzlich aus dem reichen Grün der Wälder und Wiesen in eine

Zone übergetreten, deren ernste, hochalpine Natur, deren großer Styl uns überrascht, die wir in den Voralpen nicht erwartet haben. Aber der Pilatus, wenn auch schmal und von mäßiger Höhe und weit vorgeschoben vom Kamm der Alpenaxe, ist ein kleines Alpensystem für sich, mit allen Charakteren der Hochalpenregion, den ewigen Schnee allein ausgenommen. Schnitt und Relief des Berges, die tiefen Rinnen, die keck aufragenden Felshörner, und mehr noch die kleinen Züge der Landschaft: die scharfkantigen Blöcke, die Flora seines Rückens ist weit alpiner, als seine Lage und sein Niveau ahnen lassen. Vollends verglichen mit der Umgebung: mit der matten, trägen und armen Masse des Schwendibergs und Feuersteins, und selbst mit der schon alpinern, aber immer noch bescheidenern Natur des Rigi und Stanzerhorns ist der Pilatus ein König, der das Recht hat, stolz hinabzublicken auf den Schwarm der Voralpen ringsum.

Und hier oben im Hochthälchen der Steigli-Wildi zeigt sich die hochgesteigerte Alpennatur des Berges recht augenfällig. Setzen wir uns auf einen der Blöcke, der eine Gruppe alter, nur mannshoher, aber wildgebogener Legföhren trägt, und schauen thalauswärts. Steil läuft die Rinne, trümmerbedeckt, grau, mit mattem Anflug von Grün

unter uns zur Tiefe. Von dieser selbst gewahren wir nichts, denn allzujäh fährt der Abhang zum See nieder. Aber jenseits steht in auffallender Nähe das funkelnde, breite Gletscherhaupt des Titlis und das gewaltige Bild wird durch die Felswände des Matthorns und Esels höchst wirkungsvoll umrahmt. Dürfen wir es sagen, daß uns diese engbeschränkte, aber durch volle Einheit der Scenerie ergreifende Aussicht tiefer in der Erinnerung haftet, als alle Wunder der mächtigen Rundschau, welche der Gipfel enthüllt?

Und nun die Flora, die eben jetzt, Anfangs der zweiten Juniwoche ihren höchsten Glanz entfaltet. Am Bach drängen sich die gelben und purpurnen Pedicularen, am Abhang zwischen den Steinen die üppigen weißgelben Fettkräuter, die weißen und röthlichen Anemonen und ein Heer goldener spiegelnder Ranunkeln. In dichten Büscheln brechen die dunkeln Gentianen hervor und öffnen ihre weiten Kelche; das Roth der Mehlprimel vereinigt sich mit dem matten Gelb der duftenden Aurikel, der Dryas schneeige Röslein wiegen sich heerdenweise auf der Platte der Steinblöcke. Wo ein ebenes, feuchtes Plätzchen sich erhalten hat, ist es bedeckt mit dem kupferigen Violett der Soldanelle, deren Glöckchen sich im Winde weithin verstreuen. Ueberall

sprossen die bald zarten, spitzenartig zerschlitzten, bald starren, sägengleich gezackten Farne, und der Alpengräser niedliches, schwankes Geschlecht. An einer Stelle deckt der Narciß mit seinem rothen Becher in Mitten der sechs strahlendweißen Blumenblätter die Erde, daß es weithin wie frischer Schnee schimmert. — Es ist eine Frühlingsoffenbarung von berauschender, mährchenhafter Wirkung, diese erste, alle Blüthen zumal und mit Einem Schlag öffnende Alpenflora, und wer nicht in den allerersten Blüthentagen unsre Berge besteigt, ahnt ihre Pracht, ihre Fülle nicht, denn der hohe Sommer bringt eben doch nur die Nachzügler, den immerhin schönen, aber zerpflückten, zerstreuten Rest des ersten wonnevollen Aufschwungs der Blumenwelt. Der dicht gewirkte, schillernde und strahlende Farbenteppich, den der Fuß nur mit Zögern und stiller Abbitte betritt, hat einem grünen Ueberwurf Platz gemacht, der nur zum Andenken an das Erstlingskleid der Alpe noch einzelne sparsame Stickereien zeigt. Allerdings schläft in dieser ersten so wenig bekannten Blüthezeit die Dolde der Alpenrose noch tief in der umschuppten Knospe.

Durch diesen unvergleichlichen Garten geht es nun aus dem Hochthal empor über die steile Lehne, die sich rechts gegen den Sattel zwischen den zwei Gipfeln hinanzieht.

Die Felsblöcke erleichtern wesentlich das Klimmen an diesem weglosen, aber durchaus ungefährlichen Abhang; kennen wir doch eine Freundin der Alpen, die schon zweimal diesen herrlichen, unbekannten Weg befriedigt zurückgelegt hat.

Nach einer guten halben Stunde stehen wir droben, an der obersten Grenze der Alpe „im Laub", deren Hütten tief unter uns gegen Alpnach zu liegen. Wir haben den gebahnten Weg erreicht, der von Alpnach hinführt zum Esel, und zu dem, auf der schmalen, hängenden Terrasse zwischen dem Eselhorn und dem Leib des Pilatus waghalsig genug errichteten Gasthaus. Dieser Weg zieht in vielen Windungen eine schroffe mit beweglichem Geröll bedeckte Halde aufwärts. Dieses Steingetrümmer ist klein, scharfkantig, wie vom Hammer des Straßenknechts zerklopft, und liegt todt und blendend im hellen Weißgrau der Sonne da. Doch zeigen sich einzelne Inseln blumigen Grüns. Es sind die eigenthümlichen Geröllpflanzen der Hochalpen, alle mit langen Wurzelfäden im Gufer haftend und in rundliche Büsche zusammengedrängt, alle von auffallend schöner Entwicklung und reichstem Blüthenschmuck, zum Trotz dem scheinbar so dürren Standort, der aber doch unter der Schicht trockener Steine den Wurzeln viel rieselndes Wasser

bietet. Da klebt vor allen die schneeweiße Alpenkresse, das hell violette, reizende Taschenkraut, dann das weißliche Hornkraut, und — zwei Seltenheiten des Pilatus — das große herrliche, violett, gelb und schwarz gezeichnete Stiefmütterchen und der wollige, fingerhohe Alpenmohn mit seinen flatterigen weißgrünlichen, am Grunde orange getupften Blumenblättern, die ganz so leicht abfallen und so zerknittert aussehen, wie die vergängliche Blüthe unseres rothen Ackermohns. Auch den moschusartigen Opiumduft hat dieser hochalpine und zugleich hochnordische Bruder der Kornrose mit der bäurischen Schwester gemein.

Dieser letzte Zickzack kostet Mühe, und dürstend und seufzend wird endlich immer lässigern Schrittes das Gasthaus erreicht, wo sich mit Einem Schlage die allgepriesene, und sicherlich nicht hoch genug zu preisende Fernschau über Seen und Ströme, Hügel und Berge der ganzen, weiten, unaussprechlich schönen Schweiz eröffnet. Wie der Rigi zum Pilatus als Berggestalt, so verhalten sich fast auch die Aussichten beider Hochwarten zu einander. Die vom Pilatus hat entschieden mehr alpinen Charakter, und auch der See nimmt sich durch die schroffen Klippen, die ihn allseitig hier umrahmen, bedeutender, fesselnder aus.

Doch lassen wir diese allbekannte Aussicht, die einer

fernern Schilderung nach so vielen alten und neuen nicht bedarf; blicken wir noch dort hinunter, südwestwärts, wo unser lieblicher Sarnersee so grün zwischen seinen grünen Bergen lauscht und dämmert. Und da erinnern wir uns einer seltsamen Beziehung Obwaldens zu seinem Grenzwächter, dem alten Pilatus. Im ältesten Obwaldner Landbuch lesen wir auf Seite 28 B folgende Stelle:

„Weil vom Pylatus-Berg Klage kommen ist, da solle „ettwer gangen sein mit Trummen schlan oder anderm „Getön, davon denn Schade geschäche, ist nun gemacht von „einer Gmeind also: wer der wäre, der sölichs thät an „den selben Enden, daß jemand Schaden davon beschoeche, „die selben soll man gen Sarnen führen und in den Thurm „legen, und soll man denselbigen einen Rechtstag setzen, „und sie nach ihrem Verdienen ohne Gnad strafen, da sich „ein Anderer wisse darnach zu halten und sich für hin zu „hüten."

Also auch nach Obwalden erstreckte sich die abergläubische Furcht vor unserm Berg, die bekanntlich in Luzern im 16. und 17. Jahrhundert eine so große Rolle spielte, und in den Rathsprotokollen der ehrsamen Waldstatt so curiose Spuren hinterlassen hat. Für die Luzerner war besonders der Pilatus-See ein Gegenstand des Schreckens,

und das Gesetz erklärte ihn „Tabu“ ganz in gleichem Sinn und aus denselben Motiven, wie die Wilden der Südsee ihre Kraterseen „Tabu“ erklärten; es war bei hoher und höchster Strafe verboten, sich dem unheimlichen Kessel auch nur zu nähern, aus Furcht, daß zürnende Dämonen sich erheben und die Gegend mit Hagel und allem Unheil heimsuchen möchten. Die Geschichte dieses Tabu des schweizerischen Mittelalters und der Neuzeit bietet mancherlei Interesse dar, und wirft ein unerfreuliches Schlaglicht auf die Geistesrichtung jener Zeit, die in der Alpenwelt mehr der Nachtseite, dem Drohen unbekannter Schrecknisse, als dem heitern Licht der Schönheit und Größe nachging.

Aus unsrer Stelle im Obwaldner Landbuch erfahren wir nun, daß auch in dies harmlose Land ein Schatten der Luzerner Geisterseherei gefallen. Doch drückt sich diese Verordnung, deren Datum nicht feststeht, die jedoch jedenfalls nicht später als 1525 erlassen ist, sehr allgemein und mit Zurückhaltung aus, gleich als schäme sich ihrer der Redaktor selbst einiger Maßen. Und schon in der zweiten Redaktion des Gesetzbuchs von 1635 ist die ganze Bestimmung weggelassen.

In unsrer Zeit, 1836, hat noch Schulherr Aloys Businger eigens zum Zweck der Ausmittlung des einst berüch-

tigten Sees den Berg bestiegen. Er will ihn gefunden haben in der Alpnacher Alp Tomli, wo eine Schneegwächti im hohen Sommer sich zu einer Wasserlache auflöst. Businger ärgert sich, daß Luzern mit seinen Mandaten auf fremdes Territorium übergriff, bemerkt jedoch, daß im Unterwaldner Volke die Sage vom Landpfleger Pilatus und den Schrecken des Sees sich verloren habe.

Großächerli.

Und nun zum Schluß der freundliche Nachbar des felsenstarrenden Pilatus: das Stanzerhorn, das „Horn“, wie sie zu Kerns und Sarnen die schöne Bergpyramide schlechtweg nennen. Diese Höhe beherrscht allseits frei und sichtbar die Thäler Ob und Nid dem Wald; sie ist so recht die Landesmarke beider Gemeinwesen. An ihrem Abhang hat auch der letzte furchtbar blutige Kampf getobt, den die alte Zeit mit der hereinbrechenden neuen geführt hat, im verhängnißvollen September 1798.

Von Sarnen gewinnen wir Kerns, das stattliche Dorf in Mitten seiner reichen, mit Gehöften und Baumgärten weithin übersäeten Flur, und nähern uns dann bei der Kapelle von Weißerlen dem Abhang des Gebirgs. Vor

uns und uns zur Linken dehnt sich auf der Terrasse, die sich dem Horn anschmiegt, der weite Kernwald aus: die Landesgrenze gegen Nidwalden. Die Weiler von Mutterschwand und Siebeneich liegen dem Abhang nahe, der auf die Thalfläche der „Geige" und der Alpnacher Flur steil, doch nicht hoch abfällt. Es ist ein im ganzen freundliches, doch von Torfmoor und öden Felsflächen unterbrochenes Gelände. Während wir es durchziehen, erinnern wir uns jener schönen Mähr aus Barbarossa's Sagenkreis, darin ein Hermann von Siebeneich dem König das Leben gerettet, indem er seine Schlafstelle einnahm, auf welche Lombardische Meuchelmörder ihre Streiche führten.

Die Steigung beginnt nun gegen den tief eingesenkten Grat zwischen dem Horn und den Kernser Alpen hinan. Der Abhang ist ununterbrochener Wiesen- und Weideboden, und wohl uns, daß wir frühe uns aufgemacht, um vor der sengenden Sonne diese schattenlose, dreitausend Fuß hohe Halde zurück zu legen. Oben, bei den Hütten von Großächerli und Holzwang, zeigt sich ein schmaler, grüner Grat, der jenseits eben so grün und sanft gegen Nidwalden, gegen Dallenwyl und Wolfenschieß abfällt.

Wer würde ahnen, daß diese tief einsame, Frieden und Stille athmende Alpengegend vor kaum einem Menschen-

alter Zeuge eines Kampfes, und einer dem Kampfe folgenden entsetzlichen Verheerung war, wie — Gott sei es gedankt — die thatenreiche Schweizergeschichte in ihrem langen Verlaufe nicht Aehnliches innerhalb der Grenze unsres Landes aufzuweisen hat.

Es war in den ersten Septembertagen des Jahres 1798. Ganz Helvetien, auch Obwalden und mit ihm das Thal Engelberg, hatte die neue von Frankreich ihm aufgedrungene Verfassung der einen und untheilbaren Republik angenommen. Schon im Mai desselben Jahres war der Schwyzer heldenmüthiger Widerstand am Morgarten und an der Schindellegi gebrochen worden, und Nidwalden allein, in seiner Abgeschlossenheit sich unüberwindlich glaubend, beugte sich noch nicht dem Joche dieses Gesetzes, das gerade wegen der hochtönenden Phrasen von Freiheit und Gleichheit dem Sinn dieser Thalleute doppelt verhaßt war.

Zwar hatte auch die Nidwaldner Landsgemeinde im Mai dem Drucke nachgegeben und grollend, ohne das fröhliche Handmehr besserer Tage, den Beitritt zum neuen Einheitsstaate erklärt. Aber als im Juli eine Verordnung der Centralregierung jedem einzelnen Bürger die Leistung eines Eides auf die neue Verfassung bei Verlust der bürgerlichen Rechte vorschrieb, da kochte all der verhaltene

Ingrimm wieder auf. Eine Anzahl von Geistlichen, denen das neu-fränkische Wesen mit seiner cynischen Verneinung alles bisher für heilig Geachteten natürlich am tiefsten zuwider war, stellte dem erregten Volk den geforderten Eid als Abschwörung aller Sitte und Religion, als Verrath an Gott und Vaterland dar. Eine Begeisterung bemächtigte sich des Volkes, deren imponirendem Eindruck Niemand entgehen wird, und sei er den Quellen auch noch so abhold, aus denen sie geflossen. Mögen auch die Regungen, welche damals die Herzen des treuen Hirtenvolkes bewegten, dem kritischen Blick nicht gefallen, mochte Unwissenheit und blinde Leidenschaft mit unterlaufen: das hindert uns nicht, den herrlichen Muth zu bewundern, mit welchem fünfzehnhundert Männer — Männer im vollsten Sinne des Worts — den Kampf mit ganz Frankreich aufnahmen.

Die moderne Idee des Compromisses oder gar der Vergötterung der Macht lag diesem Volke so fern, daß es den Tod für seine höchsten Güter als etwas ganz Einfaches, Natürliches ansah, daß die Macht der Gegner gar kein Element bei der Fassung ihrer Entschlüsse war. Es ist leicht, diese Gesinnung als Fanatismus, als unsinnige Uebertreibung an sich schöner und guter Grundsätze herabzusetzen. Aber keiner dieser Kritiker kann sich, sofern er

ehrlich und unbefangen genug ist, der innersten Hochachtung, der bewundernden Ehrfurcht vor solch einfach großer, in aller Befangenheit erhabener Treue, vor solch heroischer Consequenz in Gedanke und That entschlagen. Uns ist diese That ganz besonders wichtig und theuer als einer der letzten großen Proteste gegen die stets und heute mehr als je gepredigte Weisheit, welche in der Politik nur die Klugheit als Richtschnur anerkennt, und Gewissen und Ehre ins Gebiet des Privatlebens verweist. Mag es sein, daß jenen Geistlichen Ehrgeiz, Herrschsucht und zorniger Eifer für Erhaltung ihrer Macht vorzuwerfen ist, daß die weiterschauende Klugheit des zum Nachgeben mahnenden Statthalters Kaisers Lob verdient: im ganzen ist das Beispiel dieses kleinen Volks wunderbar schön, wie es freudig den hoffnungslosen Kampf besteht, sobald es die alten, ihm theuern Formen seines öffentlichen Lebens vernichtet sieht, und den Glauben seiner Väter auch nur von fern in Gefahr glaubt.

Kaisers Versuch, die Geistlichkeit und durch sie das Volk umzustimmen, schlug völlig fehl, und hätte beinahe dem pflichteifrigen Beamten das Leben gekostet.

Ebenso scheiterten die Unterhandlungeu, welche die Behörden mit der Aarauer Regierung anknüpfen wollten, weil

diese alles weitere Eintreten auf die Beschwerden Nidwaldens von der vorläufigen Vollziehung der Beeidigung abhängig machte. Das Begehren, die Anstifter der Bewegung und unter diesen drei Geistliche auszuliefern, brachte endlich jeden Rest versöhnlicher Stimmung im Ländchen zum Schweigen. Die Landsgemeinde vom 29. August, unter dem Eindruck dieser für sie verletzenden Anforderungen, im Grimm über die Zurückweisung ihrer Gesandten, aufgeregt durch die feurigen Ansprachen der Pfarrer Käslin und Lussi setzte sich nun über die letzten Rücksichten hinweg; Krieg auf Leben und Tod gegen jede fremde Einmischung ward in wildem Ungestüm einstimmig beschlossen und mit aller Hast die Landesvertheidigung nach alter Weise organisirt: Verhaue und Schanzen an den niederen, Wachposten an den Gebirgsgrenzen des Thales angelegt und die Mannschaft eingetheilt. Wer nun immer noch nicht mit einstimmte in die allgemeine Begeisterung, war des Hochverraths verdächtig und gezwungen, mit Weib und Kind zu fliehen.

An unsern Standpunkt auf dem Paß des Großächerli zogen hundert Mann unter dem Befehl eines berühmten Schützen, des Franz Joseph Joller aus Dallenwyl. Die Franzosen, überall, am Seegestade wie am Kernwald, von den Schüssen der Nidwaldner zurückgewiesen, rafften sich

erst am neunten September zu einem entscheidenden Stoß zusammen. Die voraussichtlich am schwächsten besetzte Grenze, der Grat des Aecherli, wurde zum Angriffspunkt ausersehen. Schon vor Mitternacht — wir folgen der gleichzeitigen Erzählung des Majors Conrad Fäsi von Zürich — brachen zwei Colonnen der vierzehnten Halbbrigade, jede von 500 Mann, von Kerns auf, geführt von wegkundigen Obwaldnern. — Diese Führung haben die Nidwaldner bis in die neueste Zeit als ein Haupt-Motiv der Abneigung betrachtet, die in ihrer Mitte gegen Obwalden lange bestanden habe. Doch scheint dieses Gefühl, das uns eher wie nachbarliche Eifersucht vorkommt, heute sehr im Erlöschen begriffen. Verbindet ja doch die Ehe mehrere der ältesten und bedeutendsten Familien beider Länder. Und zudem ist der Pfad des Aecherli ein so natürlicher, leichter, den zur Sommerszeit jeder Fremde von selber finden muß, daß wahrlich nicht der Führung der Obwaldner das Unheil Nidwaldens zuzuschreiben ist: auch ohne Führer würden, so gut als wir selbst, die marschgewohnten Truppen der Republik sich da hinüber gefunden haben.

Schon nach fünf Uhr gelangte die erste Colonne der Franken auf die Höhe des Bergs, die Stanzeralp Dürren-

boden, etwa zwanzig Minuten oberhalb des Aecherlisattels und vielleicht 300 Schritt vom felsigen Blacki-Grat entfernt, wo vierundzwanzig Mann Wache halten. Schüsse tönen. Die Nidwaldner waren in der Sennhütte zum Morgengebet versammelt. Dreißig Mann stürzen der Wache am Grat zu Hülfe, die übrigen sechsundvierzig zerstreuen sich, oder erwarten am Aecherli selbst den Angriff. In der That sehen sie auch tief unter sich anrückende Massen, und die Kugeln schlagen in die heranklimmenden Feinde ein. Diese, „wie ein Rudel Gaißen", zerstreuen sich über den Abhang hin, eilen aber unter dem Sturmmarsch ihrer Trommler und dem betäubenden Rufe: en avant, en avant, aufwärts, die Falten des Terrains und die Deckung der zerstreuten Tannenbüsche benutzend. Aber bald kühlt sich der erste Eifer des Sturms. Die besten Schützen der Nidwaldner haben sich über den Grat vertheilt und senden ruhig und sicher Kugel um Kugel in die emporringenden Schaaren. Jeder hat mehrere Stutzer, die ihm Frauen und Kinder unablässig laden. Die Feinde weichen und suchen die furchtbare Stellung rechtshin zu umgehen. Aber auch von den Vertheidigern zieht sich eine Anzahl rechtshin: die Offiziere der Franzosen fallen in erschreckender Zahl; der Feind weicht auf der ganzen Linie zurück. Aber nur, um

sich durch die zweite Colonne, die von rechts her, vom Arvigrat erwartet wird, zu neuem Angriff zu verstärken. Und wirklich sehen gegen sieben Uhr die Nidwaldner plötzlich dicht vor sich auf der Höhe neue Schaaren. Kaum haben sie Zeit, ihre Büchsen abzuschießen, als schon die Feinde den Grat ersteigen und sie zu eiligem Rückzug zwingen. Am Blacki aber halten die dort postirten Vertheidiger, vierzig an der Zahl, unentwegt die ganze, von unten, vom Aecherli, wie von der Seite, vom Arvi heranwogende Menge durch ihr wohlgenährtes Feuer volle dreiviertel Stunden auf; furchtbar lichten die Kugeln die Reihen. Erst als der Feind bis auf zweihundert Schritt nahe gerückt ist, und die erste so lange aufgehaltene Colonne sich zu einem neuen heftigen Sturm aufrafft, ziehen sich endlich die Nidwaldner, die in Behauptung des anvertrauten Postens das Uebermenschliche geleistet, an den steilen Gehängen des Stanzerhorns gegen die Blummatt zurück, immer noch mit den nachrückenden Franzosen plänkelnd. Einige Hunderte von Feinden lagen todt auf der rauhen Berghalde, die Nidwaldner verloren in allem vier Todte und fünf Verwundete.

Das ist der Kampf am Aecherli, dessen Ausgang bei dem ungeheuern Mißverhältniß der Nidwaldner und der französischen Streitmacht nicht anders sich gestalten konnte, während

die heroische Vertheidigung der vierundfünfzig ganz auf sich selbst angewiesenen Männer gegen den zwanzigfach überlegenen Feind stets eine glorreiche Erinnerung Nidwaldens bleiben wird. Dieser Kampf gab natürlich den Ausschlag. Nach Forcirung dieses Postens standen sofort die Franzosen im Thal hinter Stans, überzogen das Ländchen und machten all die kühnen Versuche der Nidwaldner, die äußere Grenze zu halten, durch diese Umgehung ihrer Positionen nutzlos.

Und nun begann Gemetzel und Plünderung, Brand und Zerstörung alles Lebenden und aller Habe in dem unglücklichen Land, wie die Geschichte kaum ähnliche Gräuel kennt. Freiheit, Gleichheit haben ihm diese Republikaner gebracht: die Freiheit des Todes, die Gleichheit der hülflosen Armuth, und so schrecklich war der Jammer, daß das damals noch nicht wie heute in freier Hülfleistung über die Grenzen der Nationen hinaus geübte Europa ins Innerste bewegt war und reiche Hülfe spendete. Das helvetische Directorium, erschüttert von seinem entsetzlichen Sieg, that auch nach Vermögen. Die reichste Hülfe brachte bekanntlich Heinrich Pestalozzi, der an Ort und Stelle der verlassenen Kinder sich annahm und eine Saat tröstender Liebe ausstreute, deren Früchte dauern.

Doch kehren wir, nach dieser langen Pause, zu unserm

Aecherli zurück und sehen uns um. — Wir können uns leicht die Scene vergegenwärtigen. Hier, westwärts, fallen die Gehänge steil ab, mit magerer Weide bedeckt, unten von Waldungen vielfach durchsetzt und maskirt; Gehäge von Holz ziehen sich hie und da quer über den Abhang. Da hinauf drang die Masse der Franzosen, vorrückend „wie eine lebendige Hecke.“ Dort, östlich von dem felsigen Kamm des Grats, liegt die grüne, sanft abfallende Halde von Dürrenboden mit den Hütten, wo die Nidwaldner beteten. Da, an der Kante der Weide, erschienen die Reihen der ersten Colonnen in der Dämmerung des Morgens, und hier, auf der ganzen Gratlinie vom Blacki bis zum Stanzerhorn, wogte der Kampf, knallten stundenlang die Stutzerschüsse, deren jeder sein Ziel erreichte, tönten die Salven der anstürmenden Colonnen und das Wuthgeschrei der über den Tod so vieler Genossen erbitterten Franzosen.

Heute ist es gar still am Aecherli, die nächste Umgebung ist eine beschränkte, fast melancholische Landschaft von wenigen dunkeln Farben; eine sanfte Trauer scheint zu wohnen in diesen Tannen, die sich leise regen.

Die Aussicht von dieser Stätte ergreifender Erinnerung ist groß und schön. Westwärts liegt Obwaldens Flur und See mit Schwendiberg und Pilatus hell und freundlich

da; ostwärts das enge waldige und felsige Thal von Nidwalden, wie es hinter Stans aus der weiten Ebene sich zusammenzieht; drüber lauscht Riggenbachs kleines Frauenkloster, und noch höher der Giebel des Buochserhorns. Im Süden ragt des Titlis Firndach mächtig über die grüne Bergwelt herein.

Stanzerhorn.

Doch nun zum Horn selbst, an dessen Flanke die Alp Holzwang mit ihren sehr einladenden Hütten sich lehnt. Nach dem Alpnachersee fallen seine Wände nackt, wild und senkrecht einige tausend Fuß ein, aber nach Nidwalden dacht es sich schief ab, durchweg mit Grasnarbe bedeckt. Auf dieser östlichen Seite geht denn auch der schmale Pfad hinan. Aber es sind bedenklich steile Grasplanken. Sie sehen so unschuldig, so saftig grün darein, und doch überschreitet man sie nur mit einer gewissen Spannung, so winzig schmal ist der eingetretene Fußsteig, so haltlos, glatt und dachgäh ist der Abhang. Und in der That: wer hier durch eine ungeschickte Bewegung in's Gleiten und Rollen käme, wäre in einer mißlichen Lage, wenn ihm nicht die überall Stützpunkte findende Adhäsionskraft der Bergbewohner zu Gebote stände; und gerade jetzt ist der Rasen

dicht am Boden abgemäht und die Halde um so glatter. Ein langes Messer glitt mir unversehens auf den Fußpfad nieder. Da nicht einmal das schmale Band des Pfades wagrecht eingeschnitten, sondern der allgemeinen Neigungslinie des Berges folgend, bedeutend schief war, so begann das Messer alsbald zu gleiten, und, auf den Rasen selbst gelangt, fuhr es mit stets beschleunigter Geschwindigkeit zur Tiefe. Das Auge vermochte kaum der leisen Furche zu folgen, die sein Lauf momentan in den Rasen zog. Aber ebenso rasch sprang der Knabe, den wir aus der Holzwangalpe mitgenommen, auf seinen eisenbeschlagenen Holzsandalen nach und haschte glücklich den Flüchtling, als er eben an einer Baumwurzel zögernd anhielt und sich besann, ob er nicht weiter die Lustfahrt fortsetzen wolle. Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.

Nach Ueberschreitung dieser Gehänge, welche Frauen und ganz ungeübten Berggängern entschieden zu widerrathen sind, geht's auf holprigem Fußsteige übermäßig schroff aufwärts, der Kante des Berges folgend, also dem prächtigen Felsenabsturz entlang, der unten tief in den Wäldern der Kernser Allmend erst endigt. Bis zum Gipfel ziehen sich hier kleine Bergtannen empor, einzelne Alpenpflanzen stellen

sich ein, besonders das wollige Samenköpfchen der Anemone, das auf dem Brocken im Harz als „Hexenbesen“ bekannt ist.

Dicht unter dem Gipfel sind Gehege von Tannenästen hergestellt, in welche der Heuvorrath kommt, ehe er zu Thal gebracht wird, damit nicht das liebe Vieh sich vorzeitig an seinem Winterfutter vergreife.

Wir stehen endlich auf der kahlen, mit einem Kreuz gezierten Höhe, 6333 Fuß über dem Meer. Wie der Berg, so ist auch die Aussicht ein Seiten- und Gegenstück zum Pilatus, der sich zum Berühren nahe gegenüber im Reichthum seiner Felsbildungen ausbreitet. Vor allem überrascht uns die furchtbare Tiefe, in welche das Stanzerhorn gegen Norden abfällt. Es liegen die zahlreichen Buchten des Vierwaldstättersees offen da, einzig der Urnersee wird durch das breite Dach des Buochserhorns verhüllt. Aber sonst beherrschen wir das helle, spiegelnde Gewässer nach allen Richtungen hin, wie es eine Kette einzelner und wohl nicht gleichzeitig entstandener Becken ausfüllt, von denen eins mit dem andern an Lieblichkeit und an Größe wetteifert. Und wie sonst nirgends in Obwalden sehen wir über den See hinaus durch die breite, zwischen Pilatus und Rigi sich öffnende Lücke, und hinein in die weithin sich dehnenden, langgezogenen Hügelwellen des schweizerischen

Mittellandes. Da glänzt Luzern am Ende des Sees, da streichen dunkle Wälder, hellgelbe Saatfluren und weißschimmernde Seen hin und alles umrahmt in duftigem Blau der Jura. Dicht zu unsern Füßen — ein Sprung scheint uns mitten ins Dorf tragen zu können — liegt Stans wie ein zierliches Schnitzwerk da; die Kirche mit ihrer schönen Vorhalle, das Dach, unter welchem Winkelrieds Statue sich birgt, winzige, wimmelnde Menschen in den Gassen, und rundum Nidwaldens grüner und ebener Boden, der längs dem Hügelzug des Bürgen seinen braunen Streif Sumpflandes zeigt. Ich wüßte kaum einen Punkt, von dem man eine so bedeutende Ortschaft so direkt, so senkrecht beherrscht, als hier Stans von der Hochwarte des Horns. Genau diesen Eindruck muß der Blick aus einem schwebenden Ballon hervorrufen.

Wir stehen ja auch auf dem äußersten Rande, auf der ersten Falte der eigentlichen Alpenketten. Der noch weiter nach Norden vortretende Rigi gehört seinem Gesteine nach bereits dem Plateaugebiet der Schweiz an. Aber gegen Süd und Ost folgen Wellen auf Wellen in nächster Nähe: ein Meer von Gräten und Gipfeln, je ferner desto höher und majestätischer. Das Engelberger Thal erscheint als dunkle, lange Schlucht zwischen waldigen Bergen: den Kessel, in dem das Kloster

liegt, ahnt man wohl, jedoch ohne ganz bis auf den Grund nieder zu tauchen. Aber hochgewaltig steht das Titlisgebirg mit dem breiten Gletscherrücken des Rollen, und den desto spitzern Zacken der Spannörter darüber. Und links blickt der Urirothstock mit seinen, ein weites Schneefeld umgebenden Hörnern, und noch weiter östlich die schöne breite Masse des Glärnisch herein, einer beschneiten Burgruine ähnlich. Näher, dicht ob dem Engelberger Thal, die düstern Felsthürme der Wallenstöcke, zwischen denen schmutzige Schneegwächten kleben. Der Grat, an dessen Nordende wir stehen, läuft jenseits der Einsenkung des Aecherli halb grün halb felsig zu den Melchseealpen. Die Schneerunsen, die vom Hochstollen zum Melchsee herablaufen, sind uns deutlich sichtbar, der See selbst liegt zu tief eingesenkt. Und über diesen dunkeln Bergen stehen hehr und schön wie immer, und hier ganz besonders frei und majestätisch, die Firnen des Berner Oberlandes. Nirgends, nicht auf dem Rigi, nicht auf dem Pilatus treten diese Gipfel in eine so herrliche einheitliche Gruppe zusammen. Das Finsteraarhorn kommt hier zu voller Geltung in seiner schmalen, immer dunkeln, nur mit leuchtender westlicher Kante gezierten Crystallform. Wie Strebepfeiler um den Thurmhelm eines beschneiten gothischen

Münsters, so schaaren sich die andern Gipfel staffelförmig immer höher ansteigend um das Finsteraarhorn zusammen. Brienzer und Entlibucher Berge runden gen West diese bezaubernde Aussicht ab; an ihren Fuß schmiegt sich die grüne, bunt gescheckte Ebene Obwaldens in voller Ausdehnung, den Sarnersee, dieses Auge der Landschaft wonnig umfassend.

Aber heiß brennt die Augustsonne auf uns nieder, ein Schwarm geflügelter Ameisen setzt sich in dichten Klumpen an unsere Hüte und macht uns förmlich den Posten streitig. Lebt wohl also für diesmal, ihr trauten Thäler und viel bewanderten Höhen allzumal. Bald ist über die unerbittlich steile Halde, die uns wider Willen in Trab wirft, die Holzwang erreicht. In zwei Stunden sind wir zum Gipfel hinauf, in einer kleinen Stunde herabgestiegen. Frisches Wasser für den brennenden Durst bietet uns die Alpe nicht; die Hütte muß sich, in unsern Bergen ein seltener Fall, mit dem in einer Tonne gesammelten Regenwasser begnügen. Uns verwöhnten Schweizern, die wir im köstlichsten Wasser von Europa schwelgen, kaum solchen Vorzugs uns bewußt, will aber Regenwasser nicht munden. Wie bescheidener ist der Maßstab schon im deutschen Norden, an den Küsten Ostfrieslands. Da wurde uns Regen-

wasser als ein ganz besonderer Vorzug eines damit versehenen Schiffes erwähnt. Nun hier auf Holzwang ersetzt die Milch in verschiedener Gestalt reichlich den Mangel. Die Alpe ist, was in Nidwalden nicht selten vorkommt, eine sogenannte Capitalistenalp, sie gehört als Privateigenthum einem wohlhabenden Mann, der es bis zu dem Luxus der Glasfenster, eines Ofens und stattlichen Hausgeräths getrieben, der auch am Absturz des Berges gegen Obwalden eine einladende Ruhebank angebracht hat. An der Wand der Stube steht mit großen Buchstaben die seltene Mahnung: „Wer hier einkehrt, bete Morgens, „Mittags und zur Vesper das Ave Maria und den eng„lischen Gruß.“

Doch die Stunde verrinnt und wir scheiden. Statt wieder nach Weißerlen, suchen wir direkt nach Kerns hinabzusteigen und zahlreiche Pfade erleichtern uns das Unternehmen. Es geht durch mannigfache Falten und über Terrassen und in Mulden und Rinnsalen hin, bald in dichten Waldgruppen, bald auf herrlich grünen Weiden, bald an Halden, die der schillernd blaue, große Enzian in zwei Fuß hohen, mächtigen Büscheln schmückt. Hie und da stehen Heugaden und verlassene Maiensäße: „Sedel“ und „Oberegg“. In einem prächtigen Bachbett machen wir

Halt; unter hohen dunkeln Tannen sprudelt das klare Wasser des „Mehlbachs“ hin und kaum können wir der Lockung des Bades widerstehn. Aber siehe, welch seltsame Wolkenwand steigt am bisher so reinen Himmel empor. Ueber dem Schwendiberg hängt ein Gewitter, das immer schwärzer aufzieht und bereits in das obere Ende des Sarnersees herabhängt. Um den Giswylerstock, den finstern, wetterfröhlichen Gesellen zucken blaurothe Blitze und es grollt und rasselt dumpf heran. Beflügelt eilen wir abwärts durch einen Gürtel stattlichen Tannenhochwalds und dann durch all die zahllosen Berggüter, die ob Kerns so freundlich sich breit machen. Erst in der Obstbaumallee vor Sarnen bricht die Windsbraut los. Die Bäume wiegen und biegen sich, daß weithin die halbreifen Früchte Hagel gleich in die Lüfte fliegen und den Weg übersäen. Die Regentropfen zerstieben mit Gewalt, so heftig schleudert sie der Wind herab, und mit Mühe hält man sich in dem sinnverwirrenden Toben der Elemente aufrecht. Der See wälzt Wellen daher gleich einem erregten Meerbusen, und krachende Donnerschläge, grelle Blitze vollenden die wilde Scene. Aber nach einer halben Stunde erhellt sich die Dämmerung, und die Sonne blickt herein in die wundersam erfrischte Landschaft. Ein kühler, glanzvoller Abend

sinkt hernieder, nur die weißen Hagelflecken, die von den Gräten des Pilatus herabschimmern, mahnen noch an die gewaltige Erregung der Atmosphäre.

Die Nacht zieht sternenklar und still herauf. Obwaldens geliebte Fluren, die Dörfer drunten und die weiten einsamen Hochalpen: alles schläft schon in tiefem Frieden.

Möge stets das schöne Land solch ruhigen Schlafes froh werden. Und wenn auch dann und wann in Wettern die Geschicke der Länder und Völker sich erfüllen, so möge doch, wie es bisher unter Gottes Obsorge stets geschehen, bald wieder Licht und Ruhe werden da drinnen ob dem Kernwald, wo gute Menschen, uralter Sitte treu, den lieblichsten Garten der ganzen Alpenwelt bewohnen.

Die Schweiz, ihre Geschichte, Geographie und Statistik, nebst einem Ueberblick über die Alterthümer, Literatur, Kunst und Industrie der 22 Kantone, von Ch. Schaub und E. H. Gaullieur. 2 starke Bände, Lexikonformat, mit vielen Illustrat., zum Theil in Farbendruck. 1857. Prachtwerk. (statt 36 Fr.) Fr. 12. —

Genève et les rives du Léman, par **R. Rey,** 2me éd. In-12°. 1869. Fr. 3. 50.

Les origines de la Confédération suisse, histoire et légende, par **Alb. Rilliet,** 2me éd. revue, avec une carte des Waldstætten au 13me siècle. In-8°. 1869. Fr. 7. 50.

Genève historique et archéologique, par **J.-B.-G. Galiffe.** Imprimé en caractères elzevirs avec dessins-facsimilés de H. Hammann. In-4°. 1869. Fr. 20. —

Faune des vertébrés de la Suisse, par **V. Fatio.** Vol. I: Mammifères. In-8°, avec 8 planches dont 5 coloriées. 1869. Fr. 16. —

Die Herkunft unserer Thierwelt, eine zoogeographische Skizze von Prof. L. Rütimeyer. 4°, mit 1 Karte in Farbendruck. 1867. Fr. 4. 50.

Die Regeln der botanischen Nomenclatur, angenommen vom internationalen botanischen Congreß zu Paris, von **A. de Candolle.** 1867. Fr. 2. —

Die Gefäßkryptogamen der Schweiz, von C. G. Bernoulli. 8°. 1857. (statt Fr. 2. 50) Fr. 1. 50.

Taschenbuch für reisende Botaniker im Kanton Luzern, auf Rigi, Pilatus und Umgegend, von J. Schobinger. 12°. 1866. (statt Fr. 2. 50) Fr. 1. 25.



